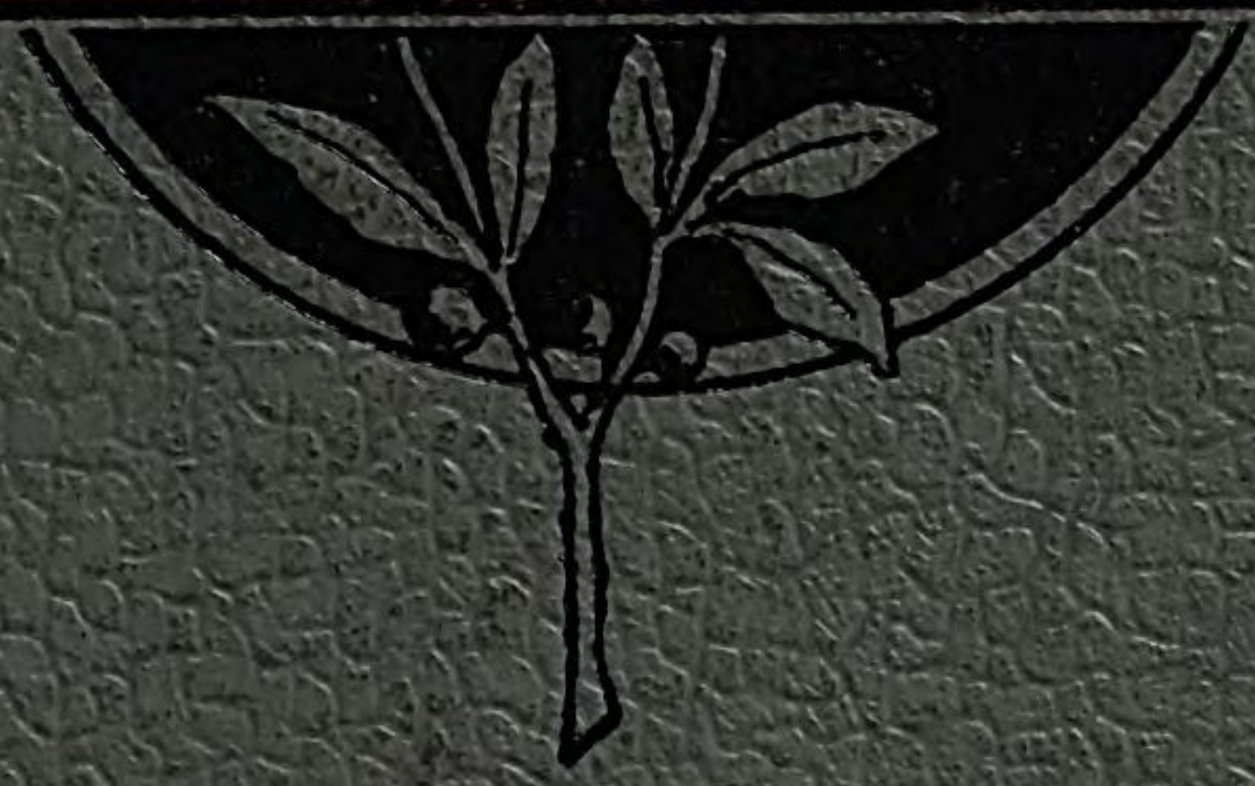
Für Sommer und Winter.

Zwiegespräche

Von

Prof. Herm. Ritter.



1.

Eine Episode
aus unserer modernen sogenannten
musikalischen Gesellschaft.

2.

Sie fahren Rad, gnädige Frau?

3.

Um's Jahr 4880.

4.

Sie sind also ein „Moderner“?

Bamberg
Verlag der Handels-Druckerei

L. g.
a
1

R B

Zwiegespräche.

Von

Prof. Herm. Ritter,

Würzburg.

BAMBERG.

Druck und Verlag der Handels-Druckerei.

1895.

50. IX. 95 a

KÖNIGL. BAYER. BIBLIOTHEK BAMBERG

Eine Episode

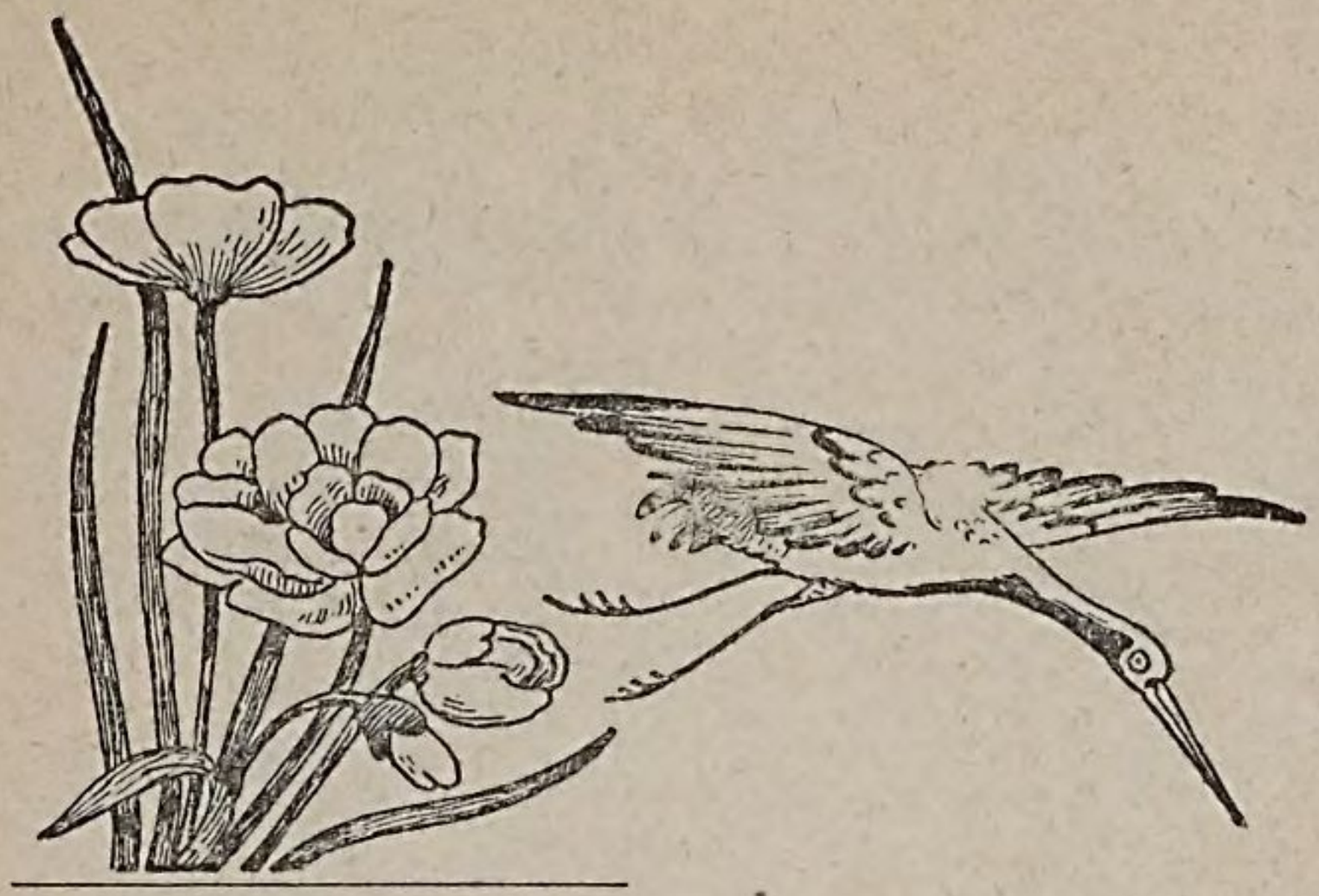
aus unserer

modernen sogenannten musikalischen

Gesellschaft.

Ein kleines Bild

in niederländischer Manier gezeichnet.



Häufig liest man auf Schnupftabakdosen die Devise:

Wenn sich Herz und Mund thun laben,
Will die Nase auch was haben.

Wem fiele nicht diese Devise ein, wenn er sich in einer unserer modernen Abendgesellschaften befand, in welcher, nachdem sich nicht allein Herz, Mund und Nase, sondern auch das Auge gelabt hatten, endlich auch das Ohr seine Ansprüche auf Labung kundgab. Worin besteht nun meistens diese Art von Labung? Sie ist vielfach roher und gemeiner Sinnenkitzel und wer Augen

und Ohren zum Beobachten hat, wird zugestehen müssen, dass in unseren modernen Gesellschaften die Sinnenkitzelei en gros betrieben wird.

Bei Kommerzienrat X ist jour fix.

Nachdem die Magenverhältnisse in Ordnung gebracht sind, sich Jeder gehörig Zunge und Gaumen und ein Nachbar den anderen mit passenden oder unpassenden Redensarten gekitzelt hat, erhebt sich die Gesellschaft und bewegt sich aus dem Esszimmer in den eigentlichen Salon, an welchen das Musikzimmer grenzt, sogenannt, weil sich in demselben die moderne Leyer oder Laute — das Klavier —, einer der grossartigsten und intensivesten Kitzelapparate befindet. Die Maschine ist geschmiert; das Räderwerk beginnt zu arbeiten und eine Salbaderei hebt an, zu der die bildenden Künste, das Theater und die Musik herhalten müssen. Vorgefasste dumme Meinungen, unbegriffene Vorstellungen,

Unwissenheit in künstlerischen Dingen, überlegenes Besserwissen feiern in einer solchen „Hochschule für Klatschbaserei“ gepaart mit kleinlicher Streitsucht und Bosheit einen wahren Hexensabbath. Hier eine kleine Probe von solchem ästhetischen Quatsche. —

„Ach, Onkel Kommerzienrat, sieh' einmal! Was ist dies?“

„Einen Augenblick, mein Kind, lass' mich die Unterschrift lesen — das ist die Zerstörung Jerusalems von — von'ne — — ohne Brille geht es doch bei mir absolut nicht mehr — von Kaulbach, mein Kind.“

„O wie schrecklich! — Sehen Sie 'mal, Miss Pitt!“

„O how nice, very nice indeed!“

„Und dies, lieber Onkel Kommerzienrat?“

„Ach, Herr Doktor, meine Nichte, welche Bilder so gerne besieht und für alle Künste schwärmt, quält mich fortwährend, ihr die Namen der

Bilder zu nennen; ich habe gerade eine wichtige Unterredung mit dem Baron von Ast, — Sie verstehen von den Dingen doch mehr als ich — wollen Sie meiner Nichte nicht ein wenig die Bilder zeigen? Es sind ja viele Mappen voll vorhanden."

„Mit dem grössten Vergnügen, Herr Kommerzienrat; ich mache mir eine besondere Ehre daraus! . . . Das ist die sogenannte Sixtinische Madonna, gnädiges Fräulein."

„Ach die kenne ich; meine Freundin hat dieselbe schon 'mal gestickt und diesen Engel hat Papa auf einem seiner Pfeifenköpfe. — Und dies, Herr Doktor?"

„Das sind die sieben Todsünden von Makart."

„Von Nackart?"

„Nein, mein gnädiges Fräulein, Hans Makart heisst der Künstler."

„Ach! — Pfui wie merkwürdig! Und dies, Herr Doktor?"

„Das ist Raphaels Schule von Athen.“

„Und dies?“

„Das ist das jüngste Gericht von Michel Angelo.“

„Ach ja! Onkel Kommerzienrat sagt immer, das sei der reinste Menschensalat.“

„Sahen Sie das Bild nicht diesen Sommer in Rom?“

„Ich weiss nicht. Ach, Herr Doktor, das ewige Herumgelaufe nach alten Bildern und alten Ruinen war gar nicht schön. Dazu kam noch, dass wir nicht ein einziges Mal ein ordentliches Beefsteak zu essen bekamen. Ich freute mich nur immer, wenn Baron von Ast mit uns spazieren ging; der hat auch kein Interesse für so alte Chosen. Herr Doktor: gestern abend als ich zu Bette ging, habe ich alle meine Kotillonbouquets von meinen Bällen dieses Winters gezählt. Nun

raten Sie 'mal, wie viel ich deren habe." — —

„Nun, Herr Baron, wie haben Sie sich von Rom erholt?"

„Famos! Ausjezeichnet, Herr Kommerzienrat!"

„Sie sind inderthat ein kleiner Schäker, Herr Baron; haben wohl so 'ne kleine Hochzeitsreise antizipiert. Wer war denn die schöne Signorina oder Signora, mit der wir Sie häufig auf dem Monte Pincio sahen?"

„Jeheimnis, Kommerzienrat, Jeheimnis!"

„Ah verstehe! Vom Ballet — nicht wahr?"

„Ja, lieber Kommerzienrat, bei mir ist die Kunst nur bis in die Beine jedrungen. Ich schwärme nur für's Ballet und für die Operette. Die anderen Jeschichten auf dem Theater ignoriere ich, weil langweilig; man sitzt sie ab — beson-

ders diese neuen Sachen von — wie heisst doch gleich dieser“ —

„Ah Sie meinen Fulda“ —

„Nein, wohl auch so Einer, aber“ —

„Sudermann?!“

„Ganz Recht! Wagt dieser Sudermann in der „Ehre“ unsern janzen Stand zu besudeln, zu kompromittieren. Unverschämtheit!“

„Na kommen Sie, Baron, ich muss Sie zu meiner Tochter führen, die alle die Sachen von Sudermann, Ibsen — überhaupt der ganzen modernen Clique von Theaterstückmachern gesehen hat.“ — —

„Ach, die Malerei ist doch eine schöne Kunst. Solche Tinten hat doch kein Maler zu geben vermocht als unser Hildebrand. Nicht wahr, Frau Geheimrat?“

„Jawohl, Frau Hofrätin.“

„Was sagen Sie zu dem neuesten Böcklin?“

„Ah! Wer wird denn Böcklin ernst

nehmen? Meine ganze Leidenschaft sind die Niederländer. — Da kommt ja Frau Kommerzienrat! Ah!“

„Haben die Damen schon das Neueste gehört?“

„Nun?“

„Schon wieder eine Neuigkeit? Vielleicht gar eine sensationelle?“

„So ist es! Denken Sie sich, der Herr Doktor St. hat sich mit der Schauspielerin F. verlobt.“

„Aber nein!“

„Was Sie sagen! Wirklich?“

„Ja, mit einer Schauspielerin! Stellen Sie sich vor — mit einer Schauspielerin! Er wird es schon später spüren, wie es mit ihm in der Gesellschaft bestellt sein wird. Wir können ihn doch nicht mehr bei uns sehen. Unmöglich! Denn erstens eine Schauspielerin! Und zweitens die Gerüchte, die aus ihrem Leben kursieren —“

„Frau Hofrätin, darf ich Ihnen nicht noch eine Tasse Thee anbieten?“

„Ich danke verbindlichst, Frau Kommerzienrat. Aber wird denn heute abend nicht auch Musik gemacht? Meine Ohren sehnen sich schon nach Tönen. Waren Sie letzthin in der heiligen Elisabeth? Wie denken Sie über dieses Stück? Es war doch entsetzlich heiss in dem Saale, aber nichts destoweniger hat es mich sehr interessiert — dieses Stück von Liszt, von dem meine Tochter Anna seit langer Zeit schon etwas spielt, wobei mir jedoch immer unser armes Klavier leid thut. Die heilige Elisabeth! Möchte man nicht sagen, sie sei ebenso wundervoll als merkwürdig? Fängt sie doch so langweilig an und baut sich ebenso gewaltig auf. Ja dieser Liszt! Wenn er auch Zukunfts-Musiker ist, er weiss doch zu imponieren.“ — —

„Habe ich Ihnen schon unseren Künstler vorgestellt, Frau Hofrätin?“

„Ich hatte noch nicht das Vergnügen, Herr Kommerzienrat.“

„Frau Hofrätin Schmalhose — Herr Konzertmeister Löwenthal, unser Orpheus für heute Abend.“

„Ach die Musik — Herr Löwenthal — sie ist doch das schönste Geschenk des Himmels.“

„Gewiss, Frau Hofrätin.“

„Wie sind Sie zu beneiden. Überall in allen Gesellschaften ein willkommener Gast zu sein, der Liebling der Damenwelt und —“

„O, meine Gnädige, was das anbetrifft, da haben wir Künstler, seit Tolstoi seine Kreutzer-Sonate geschrieben, einen schweren Stand.“

„O, pfui über diese Kreutzer-Sonate von Tolstoi; ich halte ihn für verrückt. — Wie sind Sie zu beneiden, Herr Konzertmeister! Wie oft sagte ich meinen beiden Söhnen, die jetzt in Leipzig studieren und leider gar nichts derartiges besitzen, um sich in Familien einzuführen und beliebt zu machen: „Kinder, seid fleissig auf Eurer Violine; Ihr

wisst nicht, wie nützlich Euch Euer Musikstudium noch einmal sein kann!“ Ach Gott, die Kindererziehung! Wie oft wähnte ich in der frühesten Jugend meiner beiden Söhne, der Mutter der beiden Gracchen gleich zu sein. Aber wie anders kommt alles! — Setzen Sie sich doch, Herr Löwenthal. Sie werden mich verstehen; ein Künstler wie Sie wird mich begreifen, wenn ich meine Gefühle frei ausspreche, und ich meine: ein Künstler und besonders ein Musiker müsse ein Weib viel eher begreifen, als ein anderer Mensch. Nicht wahr? Habe ich nicht Recht, wenn ich behaupte, die Künstler und besonders die Musiker hätten etwas Weibliches in ihrem Wesen, schon darum, weil die Kunst ein Weib ist?“

„O gewiss, meine Gnädige, sehr richtig bemerkt.“

„Ach, wie freut es mich, von einem Künstler verstanden zu werden. Ja

sehen Sie Herr Löwenthal, in meine Hände allein war die Erziehung meiner Söhne gelegt und wie das im Leben so geht — ich verheiratete mich in sehr jungen Jahren, hatte daher wenig Erfahrung, bemühte mich nun aber, als die wichtigste der Mutterpflichten — die Erziehung der Kinder — an mich herantrat, alle Werke über Erziehung durchzulesen. Allein ich fand nur weniges, was mir besonders in Rousseau's „Emil" und Pestalozzi's Schriften für die Erziehung meiner beiden Söhne nach meinem Wunsche zu sein schien. Von meinem Manne, dem Herrn Hofrat, der ja selber Pädagoge ist, konnte ich leider keinen Beistand in der Erziehung meiner beiden Söhne erhoffen. Sie kennen ja die gelehrten Herren; ausserhalb ihrer Studien wollen sie nichts mehr von denselben wissen — und trotzdem mein Mann grosse und umfangreiche Bücher über Er-

ziehung der Jugend bei den Griechen und Römern geschrieben hat, die wegen ihres wissenschaftlichen Wertes sehr bedeutend sind, liess er sich doch nicht herbei, mich in der Erziehung meiner beiden Söhne zu unterstützen. Ich hatte es mit der Erziehung meiner Söhne sehr schwer und demgemäss sehr wenig Erfolg; denn es lag nicht in ihnen, auf die Worte einer schwachen Frau zu hören; — auch über ihre Lehrer in der Schule hatten sie nichts als Komisches zu berichten, so dass ich meine beiden Söhne nur mit Mühe durchs Gymnasium brachte, wobei mir die Nachsicht der Lehrer aus Rücksicht für meinen Mann, den Herrn Hofrat, allerdings sehr zustatten kam. So suchte ich nun, was mir praktisch an meinen Söhnen durchzuführen nicht gelang, durch das Mittel der Schrift niederzulegen. Es wird Sie gewiss interessieren, Herr Löwenthal, mein Buch über

Erziehung zu lesen. Mein Mann lacht mich zwar immer wegen desselben aus; er klagt mich des Dilettantismus an. Nun Gott, er ist ein Gelehrter, der mit seinem ganzen Denken und Fühlen in der antiken Welt lebt und sich den Anschauungen unseres modernen gesellschaftlichen Lebens ganz verschlossen hat. Darf ich Ihnen mein Buch, das Schmerzenskind meiner Muse, zusenden, Herr Löwenthal?“

„Frau Hofrätin sind zu gütig; ich werde es mir selbst abholen und mit vielem Interesse durchlesen.“

„Das ist Recht, Herr Löwenthal, da sehen wir Sie zugleich bei uns und Sie haben sich sodann bei uns eingeführt. O, es war schon immer mein Wunsch, Sie einmal bei uns zu sehen. Als Sie neulich im Konzerte die ungarischen Tänze spielten und Sie mich durch Ihre elegante Bogenführung entzückten, war ich

hingerissen und es kam mir der Gedanke: Wann werden wir einmal das Glück haben, an einem unserer Gesellschaftsabende Herrn Löwenthal bei uns zu sehen? Nicht wahr, Sie machen uns einmal das Vergnügen und kommen zu uns, d. h. ja nicht ohne Ihr herrliches Instrument."

„Gewiss, meine Gnädige! Es gereicht mir zur hohen Ehre, bei Ihnen" —

„Ich danke Ihnen, lieber Herr Löwenthal, dann können wir auch sogleich den Tag festsetzen. Passt es Ihnen am nächsten Sonnabend?"

„Leider, gnädige Frau, muss ich bedauern; da habe ich mich schon bei einem weitläuftigen Verwandten von mir — dem Bankier Mayer — versagt."

„Nun! Sagen wir, wenn es ihnen konveniert, am nächsten Sonntag."

„Mit Vergnügen, Frau Hofrätin."

„Also es bleibt dabei — und nicht vergessen — Ihre Geige und die ungarischen Tänze. Sind dieselben, wenn ich nicht irre, von Barms?“

„Von Brahms, meine Gnädige.“

„Ach Brahms heisst der Mann.“

„Jawohl, Frau Hofrätin.“

„Ach dieser Barms — pardon — Brahms wollte ich sagen, welch' ein göttliches Genie muss in diesem Menschen wohnen! Ja diese Genies sind unergründlich wie das Meer und es ist schwer, ihr Wesen klar zu definieren. — So las ich letzthin bei einer geistvollen Dame über Brahms die Worte: „Il travaille admirablement des idées qu'il n'a pas“. Ich konnte mir die Worte nicht deuten; jetzt, lieber Herr Löwenthal — Sie als Musiker müssen mir doch den Schlüssel zum Verständnis dieser gewiss geistreichen Worte, denn diese Dame hat nur Geistreiches geschrieben, wie man mir sagt, geben können.“

„Ohne Zweifel bezieht sich dieser Ausspruch — gnädige Frau — auf Ihre Lieblinge, auf die ungarischen Tänze; sind die Ideen derselben auch nicht von Brahms, so hat er dieselben doch für unsere Salons bearbeitet.“

„Wie recht Sie haben. Ja, so sind die Worte zu verstehen. Ich danke Ihnen, Herr Löwenthal. Aber jetzt will ich Sie nicht länger mehr der Gesellschaft entziehen; schon sehe ich die Augen des Herrn Kommerzienrat in Eifersucht auf mich gerichtet. Da kommt er.“ —

„Nun, mein werter Herr Konzertmeister; wird es nicht zu spät, wenn wir noch länger mit dem Musizieren warten? Die Damen alle freuen sich schon auf Ihr herrliches Spiel und ganz besonders meine Frau auf Ihre elegante und graziöse Bogenführung; den ganzen folgenden Tag nach einem Konzerte, in welchem Sie spielten, schwärmt sie von Ihrem

eleganten Bogenstrich. Leider verstehe ich nichts davon. Ich habe in meiner Jugend wohl einmal Maultrommel gespielt — das war aber auch alles.“ — — —

„Ach, Onkel, wollen wir denn nicht lieber tanzen? Der Herr Baron von Ast, der Herr Doktor, Miss Pitt und alle meine Freundinnen sind damit einverstanden.“

„Still, mein Kind, greife Deinem Onkel nicht vor. — Nun, mein lieber Herr Löwenthal, was wollen Sie uns denn zum besten geben? Hoffentlich doch etwas Lustiges, denn sagt doch unser grosser Dichter: „Ernst ist das Leben, heiter die Kunst.“ Vorerst — lieber Konzertmeister — müssen Sie noch eines entschuldigen, — nämlich, dass wir Ihr Instrument nicht holen liessen und Sie es selbst zu uns befördern mussten; es ist dies schon so oft passiert — darf aber in Zukunft nicht wieder vorkommen.“

„O ich bitte, Herr Kommerzienrat, es macht nichts!“ — —

„Ach, Herr Löwenthal, ich schwärme so sehr für Ihre Melancholie, die Sie letzthin bei Lilienthals spielten; so sentimentale Sachen sind meine Leidenschaft — und mit welchem Gefühle sie dieselben spielen! Bitte spielen Sie doch dieselbe.“

„Ach ja, Herr Löwenthal!“

„Mit dem grössten Vergnügen, meine Damen, aber —“

„Da sieh' einer einmal den Geschmack unserer jungen Damen. Immer etwas Sentimentales, Elegisches, Melancholisches! Ich sage ja immer „Hangen und Bangen“ — nicht wahr, lieber Baron?“

„Janz meine Ansicht, Herr Kommerzienrat.“

„Aber, lieber Onkel, es heisst ja nicht „Hangen und Bangen“; nach Büchmann hat Goethe „Langen und Bangen“ gemeint.“

„Ach was! „Hangen“ oder „Langen“ — deshalb bleibt meine Ansicht über Euch doch dieselbe. Ich denke: trotz Eurer Schwärmereien für Elegien, Rêverien und Melancholien, wir bleiben bei etwas Lustigem! Haben Sie — Herr Löwenthal — nicht so Variationen über etwas Lustiges, z. B. „Wer niemals einen Rausch gehabt“ — ein Lieblingslied von mir.“

„Wohl nicht gerade über dieses Lied; doch habe ich Variationen auf der G-Seite über das Lied „Wohlauf, nun getrunken“ komponiert.“

„Vortrefflich! Das passt ja ganz herrlich auf unsere Situation. — Therese, sage dem Lohndiener, er solle die Ananasbowle richten und alles ins Buffetzimmer bringen. Das ist ja das reine musikalische Drama, in dem sich, nach Aussage der gelehrten Musiker, Situation und Musik decken sollen. Nicht wahr, mein lieber Herr Löwenthal?“

„Ganz Recht, Herr Kommerzienrat.“

„Also, Silentium für die Musik! Wollen Sie nicht eintreten, meine Damen? Sie, meine Herren, kommen Sie! Kommen Sie, Herr Baron! Kommen Sie, lieber Hofrat! Lieber Doktor, treten Sie ein — überlassen wir unsere Damen ihrem Schicksale. Ich bin begierig, was Sie zu meinem Stoff sagen..... Nicht wahr? Darin liegt auch Musik! Aber ich denke, wir giessen noch eine Flasche Champagner hinein. Nicht wahr, lieber Doktor?“

„Ganz wie Herr Kommerzienrat meinen.“

„Aber, lieber Onkel, meine Herren, welch' einen Lärm machen Sie hier! O Gott, der Champagnerpfropfen! Bitte, sehen Sie sich doch vor, Herr Doktor; der Herr Löwenthal spielt gerade ganz leise. — Pfui Herr Doktor, wie rücksichtslos!“

„Ich habe lange genug auf ein

Forte gewartet. Warum spielte er auch nichts Lustiges? — Jetzt konnte ich den Champagnerpfropfen nicht mehr länger halten, gnädiges Fräulein. Contre la force il n'y a pas de résistance.“ —

„Ja ja, liebe Nichte! Was spielt denn der da eigentlich für Zeug? Ich dachte, wir bekämen seine Variationen auf der G-Seite über „Wohlauf, nun getrunken“ zu hören und — jetzt diese langweilig, winselige Musik? Lieber Doktor, ich denke, wir erklären diesem wortbrüchigen Menschen wirklich den Krieg und setzen das Bombardement fort. — Diener! Noch zwei Flaschen Champagner her! So, nun falle, Du Wortbrüchiger!“ (Bumm! — Bumm!)

„Aber nein, Onkel! Was muss denn der Herr Löwenthal von uns denken? Alle Damen, meine Freundinnen und ich, waren damit einverstanden, seine Melancholie zu hören, baten ihn darum, und so hat

er uns nachgegeben. Dann war auch noch ein zweiter Grund vorhanden — nämlich die Begleitung zu seinen Variationen ist sehr schwer und sieht vor lauter Noten ganz schwarz aus; da schrak Frau Hofrätin Schmalhose, die bereit war, ihn zu begleiten, zurück und fragte: ob er denn nicht so etwas Langsames, Gefühlvolles, so etwas Sentimentales hätte, bei welchem das Accompagnement nicht allzu schwer sei. Wir schlugen seine Melancholie vor und alle waren einverstanden. So kam es, Onkel Kommerzienrat!“

„Aber die Variationen auf der G-Saite über „Wohlauf, nun getrunken“, bekommen wir die nicht mehr zu hören?“

„Onkel, es ist keiner anwesend, der sie begleiten kann.“

„So ist's! Immer die alte Leier! Keine von den Damen will etwas spielen und alle sagen immer, sie

könnten Dies oder Das nicht accompagnieren, da es zu schwer sei — und Ihr Alle habt mehr oder weniger sechs Jahre Klavierunterricht gehabt; Du bereits schon sieben Jahre!“

„Aber Onkel, sprich doch nicht so laut; jetzt ist Herr Löwenthal gerade am Schlusse und der ist ganz pianissimo.“ — —

„Herrlich, Herr Löwenthal!“

„Wundervoll, Herr Löwenthal! Ach, ich könnte dieses Stück noch hundertmal begleiten, ohne müde zu werden; so schön ist es! Und wie Sie es erst spielen! Haben Sie Dank!“

„O bitte, Frau Hofrätin!“

„Herr Löwenthal, Ihr elegantes und graziöses Handgelenk, Ihr Bogenstrich ist das, was ich am meisten bewundere.“

„Zu gütig, Frau Kommerzienrat.“

„Ja, Ehre, dem Ehre gebührt. Man sieht es Ihnen an, wie tief

Sie empfinden und fühlen. Mit Leib und Seele sind Sie dabei. Sie sind auch ganz in Schweiss gebadet — kommen Sie dahin — setzen Sie sich, oder was noch besser ist: trinken Sie ein Glas Bowle. Sehen Sie dort — die Herren haben es sich im Buffetzimmer schon wieder bequem gemacht.“ —

„Das ist Recht, Herr Konzertmeister, dass Sie kommen; auch hierin liegt Musik. Trinken Sie nur. Haben Sie vielen Dank für Ihr schönes Spiel, durch das Sie uns Alle so entzückt haben.“

„Zu viel der Ehre, Herr Kommerzienrat!“

„Mein Kompliment, Herr Löwenthal!“

„O bitte, Herr Doktor!“

„Famos jespielt! Ausjezeichnet!“

„Danke verbindlichst, Hr. Baron.“

„Sag'n Sie mal, so'ne Jeije is wohl sehr teuer?“

„Gewiss, Herr Baron, die meine kostet 6000 Mark.“

„Hat kolossal schneidigen Ton, aber doch viel Jeld; dafür kaufe zwei Prachttraber.“ —

„So, Diener, servieren Sie im Salon den Damen; wir werden hier schon allein fertig werden — nicht wahr, meine Herren? Wie gefällt Ihnen mein Stoff?“

„Famos!“

„Ausgezeichnet!“

„Superbe, Herr Kommerzienrat!“

„Nu, dann „Prosit“, meine Herren. Auf das Wohl meiner Gäste!“ —

„Aber lieber Onkel, wann soll denn getanzt werden? Ich sehe noch gar keine Anstalten dazu getroffen.“

„Mein Kind, wenn Du denn gar keine Ruhe mehr hast, so bitte Deine Tante, dass sie den Salon zum Tanze herrichten lassen möge.“

„Jawohl, Onkel! — Aber wer spielt denn zum Tanze?“

„Liebes Kind, ich denke Frau Hofrätin Schmalhose wird einige Tänze spielen; zu einem bitten wir unseren liebenswürdigen Meister der Töne, Herrn Löwenthal, und die anderen wird schon der Herr Doktor übernehmen.“

„Der Herr Doktor? Onkel, der darf nicht spielen, der muss tanzen! Schade um jeden Tanz, den er nicht tanzt — und erst der Baron! Mit dem tanzt es sich so schön, so leicht; man wird nur so durch den Saal getragen. So muss einem Luftballon zumute sein, so leicht —“

„Schon gut mein Kind, gehe jetzt zur Tante. Sie, meine Herren, bitte ich zuzugreifen — besonders sei dies den jungen Herren gesagt; die sollen noch tüchtig das Tanzbein schwingen. Die Sehnsucht der jungen Damen nach dem Tanze ist schon gross. Lieber Konzertmeister, eine delikate Frage: Würden Sie nicht auch nachher, — nicht so-

gleich, jetzt trinken wir noch tüchtig — einen Tanz spielen? Die Damen wünschen es so sehr!“

„Mit Vergnügen, Herr Kommerzienrat, obwohl es nicht eigentlich meine Sache ist.“

„Verstehe vollkommen, aber — A propos, lieber Konzertmeister, was halten Sie von diesem neuen Instrumente —.“

„Ah — Viola alta meinen Herr Kommerzienrat.“

„Ganz Recht! Was halten Sie davon als Autorität in diesem Fache?“

„Offen gestanden nichts! Schwindel, nichts als Schwindel. Die Menschen müssen erst geboren werden, die dieses Instrument spielen können.“

„Haben Sie denn schon die Viola alta gehört?“

„Nein, Herr Kommerzienrat; ich kenne das Instrument weder vom Sehen noch vom Hören. Alles, was

ich über dies höchst sonderbare Instrument weiss, erfuhr ich aus unseren Musik-Zeitungen und von Kollegen."

„Am Ende, mein lieber Konzertmeister, ist dieser Mensch, der den barocken Einfall hatte, die „Bratsche" verbessern zu wollen, ein enragierter Zukunftsmusiker?"

„O gewiss, Herr Kommerzienrat. Richard Wagner und Liszt haben seine Altgeige, wie er dieselbe nennt, sogar protegiert in unbegreiflicher Weise."

„Unbegreiflich, sagen Sie? Bei Wagner ist mir sogar Alles begreiflich."

„O nicht doch, Herr Kommerzienrat."

„Soll das deutsche Sprache sein in seinen deutschen Dichtungen? Soll seine rauschende Instrumentation etwa Musik sein? Ich kenne dieselbe zwar nur von der Wachtparade her. Da lob ich mir doch

— nun hören Sie doch, wie das schön klingt — und Frau Hofrätin Schmalhose ist durchaus keine Virtuosin — eine Polka wie diese. Von wem ist dieselbe? Sehen Sie mal nach.“

„Sogleich, Herr Kommerzienrat — — von Faust.“

„O Faust! Welch' erhabener Name! Und Wagner war doch nur sein Famulus. — Und der Erfinder der sonderbaren Altgeige — wie ist er als Mensch, wie zeigt er sich in der Gesellschaft?“

„Er ist wie alle Menschen, die von einer fixen Idee befallen sind, ein Sonderling, ein eigentümlicher Kauz; er schwärmt für den Philosophen Schopenhauer und für Wagner.“

„Na, da hab' ich schon genug! Und doch würde es mich sehr interessieren, diesen Menschen mit seiner Viola alta einmal bei uns zu sehen; vielleicht an einem Abend,

an dem auch Sie, mein lieber Konzertmeister, bei uns sind.“

„Ich werde es veranlassen, Herr Kommerzienrat, trotzdem es sehr schwer fällt, diesen Menschen in eine Gesellschaft zu bewegen; er ist sehr ernst und oft sogar rücksichtslos; — denken Sie sich — als ihn Mayers mit seiner Viola alta zum Thee einladen wollten, liess er sagen: seine Viola alta tränke keinen Thee.“

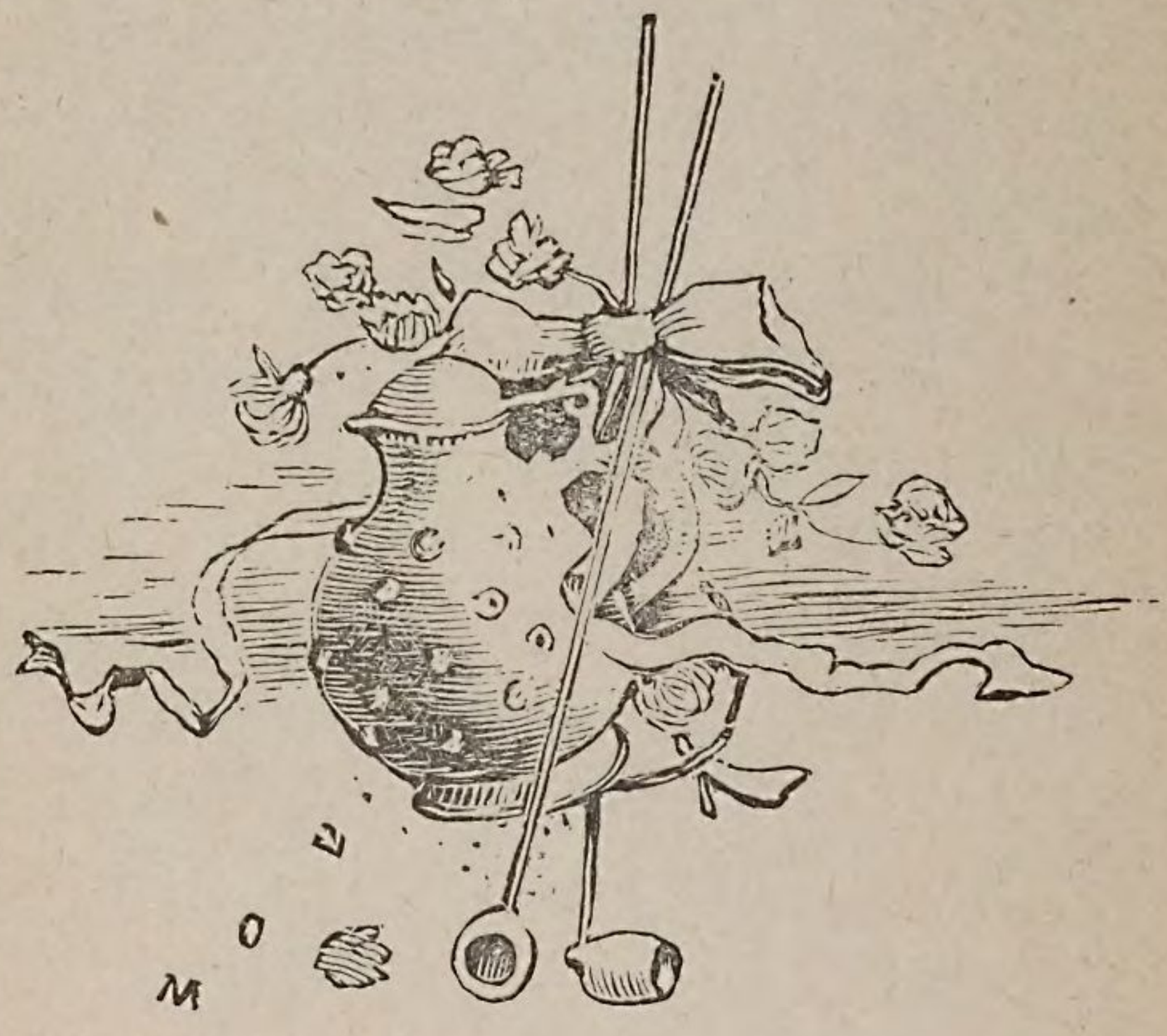
„Wie unverschämt! — Ah! Man wünscht eine Quadrille zu tanzen und wünscht, dass Sie, Herr Löwenthal, spielen möchten. Würden Sie jetzt wohl die Güte haben, dem jungen Völkchen etwas vorzuspielen?“

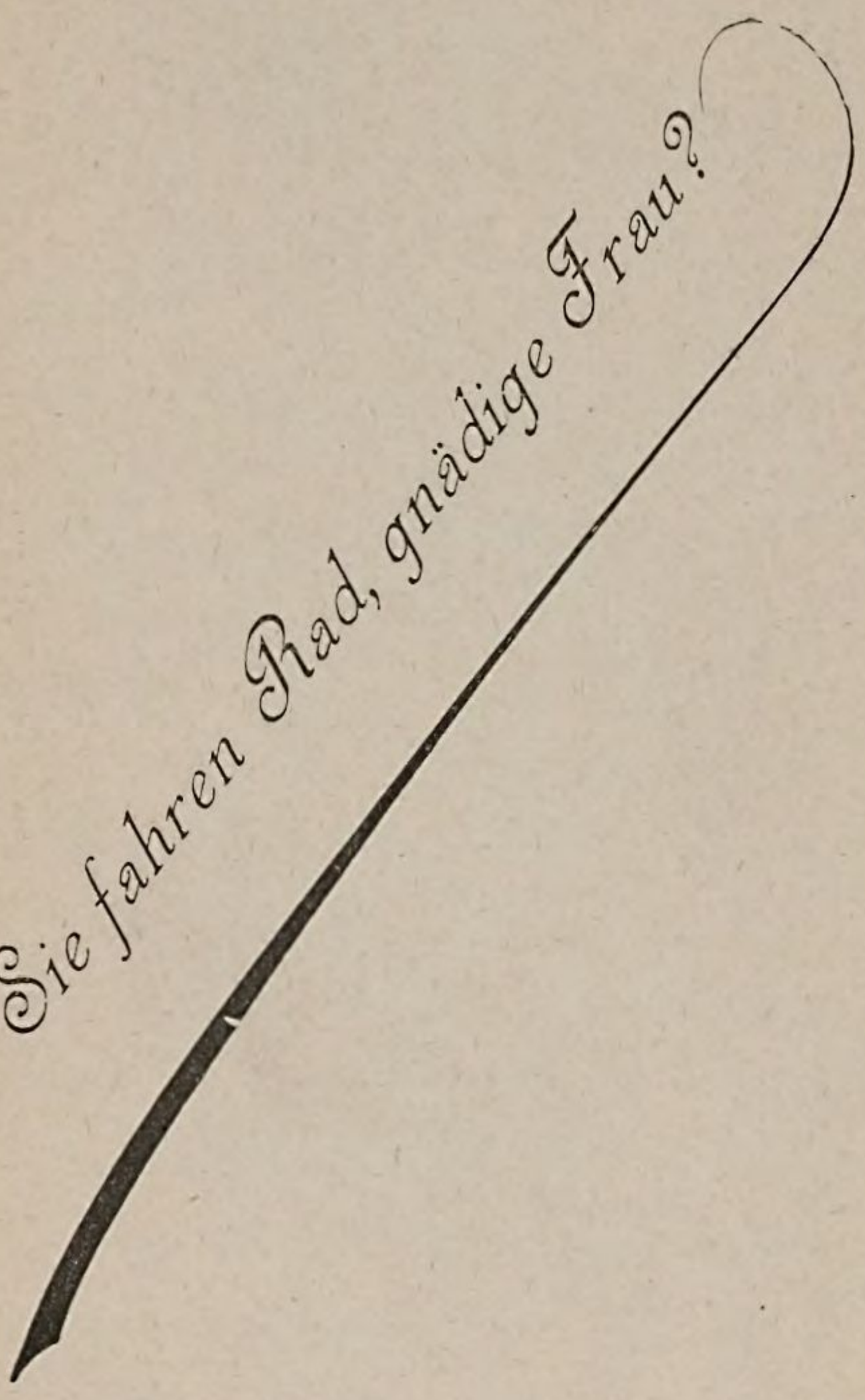
„Gewiss! Sogleich, Herr Kommerzienrat! Nur eines möchte ich noch bemerken, d. h. Ihnen raten, nicht zu vergessen, dass dieser Mensch auch schreibt, und es ist schon vorgekommen, dass er sich

in einem Essay oder einem Aufsatze öffentlich lustig machte über unsere sogenannte gute Gesellschaft. — Und wissen Sie auch, wie er diesen Aufsatz nannte?“

Nein!“

„Ein Bild in niederländischer Manier!“ —




Sie fahren Rad, gnädige Frau?

„Sie fahren Rad, gnädige Frau?“

„Jawohl! Haben Sie etwas dagegen?“

„Zwar kann ich Sie nicht daran hindern, finde es aber für eine Dame unschicklich. Meine Frau ist ausser sich, zum mindesten sehr erstaunt darüber.“

„Tanzt nicht Ihre Frau, schwimmt sie nicht, und fährt sie nicht Schlittschuh? Ich begreife daher ihr Erstaunen nicht.“

„Nicht nur meine Frau, sondern auch andere sind derselben Ansicht, dass — dass —“

„Sagen Sie es nur gerade heraus, — dass ich verrückt geworden bin, nicht wahr? Ich höre alle jene Redensarten deutlich, wie: „Na, die hat's nötig.“ „Die könnte auch was Gescheiteres thun.“ „Das fehlte der gerade noch“ u. s. w. Einige höre ich sagen: „Haben Sie ihr Radkostüm gesehen? Pumphosen! Wie frivol!“

„Nehmen Sie mir es nicht übel: die Beinkleider à la zouave finde ich auch wirklich komisch an einer Dame.“

„Nun, ob komisch oder nicht, ich finde sie nicht nur praktisch, sondern auch schön; ich wollte, wir hätten statt unsern vielen Röcken solche Beinkleider — Pluderhosen, die uns freiere Bewegung und einen freien Tritt gestatten.“

„Warum gehen Sie dann nicht gleich in Tricots?“

„Erlauben Sie mir: zwischen den weiten Zuavenbeinkleidern, die auf dem Rade kaum von Röcken zu unterscheiden sind, und den Tricots ist doch wohl ein grosser Unterschied. Sind denn etwa Ihr Cylinderhut, Ihr Beinkleid oder Ihr Frack schön zu nennen? Dieser schornsteinartige Aufsatz, die Röhrenhosen, die nicht imstande sind, die vielen X- und O-Beine zu maskieren, und der Frack mit dem nach rückwärts hängenden Schwalbenschwanze gehören doch zu dem Albernsten, was die Herrenmode hervorgebracht hat.“

„Aber es ist doch nun einmal Mode, d. h. Alle tragen es.“

„Herdenverstand und kein Ende! Wer befiehlt mir in diesem Falle, weil Alle es machen, es gerade so zu thun? — Gewiss! Wenn die Mode es vorschriebe, die Frackschösse nach vorne herunterhängen

zu lassen, Sie wären auch dafür begeistert. Die Mode, welche die Tyrannin unseres Geschlechtes ist, hat auch die Herren unterjocht. Sie sehen also, dass ich keine unterwürfige Sklavin derselben bin.“

„Das eben machen Ihnen die Menschen zum Vorwurf.“

„Ja, die Menschen, die guten Menschen! Wie man's macht, ist es nicht recht. Wer sind denn diese lieben Zweihänder, welche mir in ihrer Philisterhaftigkeit das bisschen Radfahren missgönnen?“

„Es ist wohl keine Missgunst, aber die Gesellschaft —“

„Immer und immer wieder die Gesellschaft! Nennen Sie mir doch einzelne Namen von Personen, die ich kenne.“

„Ich möchte keine Indiskretion mehr begehen. Es ist das „on dit“, vor dem wir Alle uns zu hüten

haben. Sie kennen doch die Gesellschaft —“

„So lange ich aus der Gesellschaft Niemanden thatsächlich belästige durch mein Vergnügen am Radfahren, und so lange mir die Gesellschaft nicht alle Monate einen Tausend - Markschein in’s Haus schickt, gebe ich nichts auf ihr Gerede.“

„Aber es schickt sich eben nicht; damit hat die Gesellschaft ihr Urteil gefällt.“

„Ich kenne noch die Zeit, in der das Schlittschuhfahren, das Schwimmen der Damen als etwas Unschickliches, als etwas Ungeheuerliches angesehen wurde. Heutzutage trifft man auf den Schlittschuhbahnen mehr Damen als Herren.“

„Sagen Sie mir einmal den Grund, weshalb Sie das Radfahren erlernten?“

„Erstens: weil's mich freut; zweitens: weil's viele Leute ärgert, die mir zuwider sind, und drittens: weil ich sehr schnell aus dem Dunstkreis der Stadt in die freie Natur hinauskomme. Auf diese Weise habe ich doch etwas von dem, um was man im allgemeinen den Vogel beneidet. Jene mässig anstrengende körperliche Bewegung des Radfahrens macht mir einen guten Appetit und schafft mir eine fröhliche Laune, die ich in dem Masse vordem nicht besessen habe."

„Ich sehe schon, dass Sie von dem Vorurteil der Gesellschaft nicht zu überzeugen sind."

„Niemals!"

„Aber finden Sie es nicht z. B. unweiblich, wenn Frau X nach der Scheibe schiesst?"

„Warum unweiblich? Wenn es ihr Vergnügen macht und sie ihre

sonstigen Pflichten nicht darüber versäumt? Ist diese Beschäftigung etwa ungraziös? Schiessen schärft das Auge und übt die Hand ohne besondere Anstrengung.“

„Aber es hat doch keinen praktischen Zweck.“

„Soeben sagte ich Ihnen ja den Zweck. Muss denn alles seinen praktischen Zweck haben? Überhaupt schädigt die Dame ja Niemanden, am allerwenigsten Sie.“

„Nun, ich hasse alles das an den Frauen, was man so schlechthin unter „Emanzipation“ versteht.“

„Aha, also da wollen Sie hinaus. Dann sind Ihnen auch wohl gelehrte Frauen unangenehm?“

„Gewiss! Ich mag es durchaus nicht, wenn Frauen gelehrt thun oder gelehrt scheinen wollen.“

„Oho, mein Herr, Sie ergehen sich in Sophisterei. „Gelehrt schei-

nen“ und „gelehrt thun“ ist etwas anderes, als wirklich „gelehrt sein“. Ich meine, das letztere wäre auch dem Weibe statthaft. Oder glauben Sie wirklich, dass nur dem Manne allein das Recht zum Nachdenken über die Dinge zustehe?“

„Ich sage es ja stets: die Frauen sind Rätsel; sie hören auf, den Männern zu gefallen und unsere Aufmerksamkeit zu fesseln, wenn wir sie ganz erraten haben. Dies ist die Natur des Rätsels; einmal gelöst, schwindet sein Zauber. Mir ist das Weib nur durch Sanftmut interessant, durch Milde und durch Gemüt.“

„Als ob diese Eigenschaften schwinden, wenn man sich den Freuden eines gesunden Sportes hingibt? Sind denn etwa alle Männer, welche reiten, fahren, schwimmen, fechten, turnen, jagen, Berge

besteigen und Rad fahren, gemütlos?“

„Das zwar nicht, aber wenn die Frau derartige Dinge betreibt, erscheint sie mir zum mindesten nicht häuslich.“

„Wenn sie ihre Häuslichkeit vernachlässigt, allerdings. Sie unterscheiden nicht zwischen „hausbacken“ und „häuslich“, mein Herr.“

„Dichterinnen, Schriftstellerinnen und Heldinnen auf den Sportsgebieten kann ich wohl anstaunen, bewundern, aber nie lieben.“

„Wer sagt, dass Sie immer gleich lieben sollen?“

„Es ist mir angst und bange, wenn ich in der Nähe einer Dame bin, die den Ruf eines Gelehrten hat. Ich liebe solche Mannweiber nicht.“

„Sie vergessen, dass es auch unter Ihrem Geschlechte Weibmänner

gibt, Männer, die nicht den Mut haben, den Kampf des Lebens aufzunehmen, die eine förmliche Jagd auf Frauen mit Geld machen. Ich fand allerdings, dass jenes Allerweltsglück, in dem die Männer mehr mit den Augen und mit der Couponschere lieben, mehr Unglück als Glück unter die Menschen gebracht hat. Sehen Sie, ich halte solche Männer für weibisch, für Egoisten und für Schwächlinge."

„Mir erscheinen die Männer als die Bäume der Menschengattung, die Frauen dagegen als die Blumen."

„Sie meinen also, dass wir nur zur Zierde, zum Anlächeln, zum Ergötzen der Männer da seien. Darüber muss ich lachen! Also für Blumen halten Sie mein Geschlecht. Es gibt allerdings manche nette Pflanze unter diesen sogenannten Blumen. Eine von diesen, Sie ken-

nen sie recht gut, — sie ist schon etwas abgeblüht — äusserte sich neulich, als ich 'mal ein lustiges Gesicht in der Kaffee-Gesellschaft gemacht habe: Alle hätten gemeint, ich sei betrunken gewesen. Nicht einmal ein lustiges Gesicht darf man mehr aufsetzen!"

„Sie werden mir zugeben, meine Gnädige, dass man aus Blumen kein Nutz- und Brennholz, keine Schreibtische und Rednerbühnen macht. Ich kann mir keine Frau denken, noch mag ich sie sehen, welche Dinge treibt, die der guten Sitte gemäss nur dem Manne zukommen."

„Mein Herr, wenn ich nicht wüsste, dass Sie gesund wären, müsste ich glauben, Sie seien fieberkrank, denn wie Sie sprechen nur Fieberkranke am Abend."

„Aber, meine Gnädige —"

„Verzeihen Sie das harte Wort, wenn Sie es nicht verstehen können. Doch nichts für ungut. Haben Sie jemals die drückende Lage einer Frau kennen gelernt, — ich meine die Lage einer Frau, in welcher der Drang zum Nachdenken lebt, die zu denken gewohnt ist, und die nach jener Freiheit lechzt, die ihr als Individuum mindestens ebenso zusteht, als dem sogenannten Herrn der Schöpfung.“

„Ich begreife Sie wirklich nicht.“

„Aber ich begreife Sie; wie Sie denken unzählige Männer und Frauen. Aber lassen Sie sich sagen: der Mann kann sich leicht aus dem Kreise der ihn umgebenden Welt herausreissen und ihr Trotz bieten. Kann dies die Frau? Darf dies die Frau thun unter den heutigen Verhältnissen? Der Mann kann sich durch seinen Beruf, durch sein

Studium hinreichend Beschäftigung und Unterhaltung gewähren und empfindet nicht leicht die Leere und das Drückende des isolierten Lebens. Die Frau vermag sich nicht aus dem Kreise herauszubegeben, in den sie hineingezwängt wird. Obgleich ein treibendes Rad in der Gesellschaftsmaschine, das nicht leicht entbehrt werden kann, bleibt sie immer nur das Sekundäre, das seine Kraft und Bewegung einzig und allein vom Manne empfängt. Wer von den Sitten und von der Lage der Frau sprechen will, muss doch wohl die Sitten und den Zustand der sie umgebenden Gesellschaft untersuchen. Thun Sie das, und Sie werden anders reden."

„Sie wollen die Gesellschaft für die Absurditäten des weiblichen Geschlechtes verantwortlich machen."

„Absurditäten des weiblichen Ge-

schlechtes? — Erwägen Sie doch die kritische Lage und die traurige Notwendigkeit, in welche das Weib durch unseren ganzen Gesellschaftszustand versetzt wird, dann erst können Sie urteilen.“

„Sie reden sehr kühn, gnädige Frau. Wie ist das zu verstehen?“

„Vielfach in oberflächlichem Wissen, ja sogar häufig in Unwissenheit und Aberglauben aufgezogen, mit asketischen Grundsätzen überladen, treten wir oft schon in einem zarten Alter in eine Welt ein, welche der Mann zurechtgemacht hat, in der Vergnügungssucht, grobe Sinnlichkeit, ja Ausschweifung an der Tagesordnung sind, lauter Dinge, die der Mann öffentlich verdammt, aber im Geheimen sanktioniert. Ist es da anders möglich, als dass das Weib diesen Dingen um seiner Existenz willen unterliegen muss und

zum schwachen Geschlecht gestempelt wird? Was ist natürlicher, als dass es die Maske der Konvenienz, Verschmitztheit, List, eine zierliche geschmeidige Sprache, stets bereites unnatürliches Lächeln und feingewandte Intriguen zu Tugenden erhebt?“

„Sie geben demnach den Männern die Schuld?“

„Eigentlich unserer ganzen Zivilisation, — aber wer anders hat diese gemacht, als die Männer?“

„Hören Sie, meine Gnädige: Sie sprechen ja wie eine Rabulistin; bedenken Sie die Umsturzvorlage.“

„Also auf dem Gebiete sind wir Frauen nach Ihrer Meinung den Männern auf einmal gleichgestellt? Warum macht man denn da nicht mit uns eine Ausnahme?“

„Vor dem Gesetze sind wir alle gleich; das Gleiche gilt nicht vor

dem Richteramt der Sitte. Übrigens thun Sie, als ob Sie gar keine Erziehung genossen hätten "

„Wohl habe ich eine Erziehung genossen; sie war aber auch danach — die landläufige Institutsbildung: Frömmelnde Andachtsübungen, oberflächliches Treiben der sogenannten schönen Künste, schlüpfrige Tänze auf Bällen, auf denen man, wie im Seebade, in noch ganz anderen Kostümen erschien, als im Radfahrerkostüm der Frau, welches Sie so entsetzt hat. Warum üben Sie Ihre scharfe Kritik nicht an jenen Kostümen? Zu alle dem Genannten kam noch die Lektüre von Romanen mit wilden zügellosen Gemälden und eine strenge Einschärfung der Regeln und Gesetze der Konvenienz; — das alles bildete in chaotischer Verwirrung nebst einigen Brocken Französisch

und Englisch, das wir meistens nicht sprechen konnten, wenn es darauf ankam, das Wesen unserer Erziehung, die mehr eine negative als eine positive genannt zu werden verdient. Dröhnt uns nicht überall das „Thut das und jenes nicht!“ entgegen, ohne dass Gründe und Bemerkungen hinzugefügt werden. Wie wollen Sie nach einer solchen Anleitung mehr von der Frau erwarten, als jene feine Verschmitztheit, jene listig-witzelnden Redensarten, jene Oberflächlichkeit in allen Kenntnissen und endlich jene frühzeitige Bekanntschaft mit Nervosität und allen möglichen Gelüsten?“

„Sie schlagen der Moral unseres Zeitalters geradezu in's Gesicht, meine Gnädige.“

„Bitte! — Geriet nicht Marie Antoinette, die allerdings ihrer ganzen Erziehung nach naiver war,

als man es in Frankreich gewöhnt, in Erstaunen, das Zimmer, welches man ihr in Versailles eingeräumt hatte, mit einer Geheimtreppe versehen zu finden? „Wie!“ rief sie aus, „zum Kukuk mit dieser Treppe! Eine Prinzessin bedarf keiner Geheimtreppe.“ Aber der Geistliche, der mit der Vollendung ihrer Erziehung beauftragt war, erwiderte: „Madame, in fünfzehn Jahren werden Sie das nicht mehr sagen.“

„Sie zitieren da Dinge aus einer früheren Zeit, die wohl auf die unsere nicht mehr passen.“

„So, meinen Sie? Ich denke anders darüber, weil ich das Dilemma der Frauen kenne, welches in dem ganzen gesellschaftlichen Zustande ausgedrückt war, der von dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts bis in das neunzehnte hinein sich erstreckt. Musste nicht

die erste Blüte der weiblichen Empfindung — ich meine jenes zarte Feuer der Liebe, das sich frei und naiv entwickeln sollte, unreif hinwelken, um der Koketterie, der Eigenliebe und dem Eigennutze Platz zu machen? Ich sage es frei heraus: unsere hochgepriesene und bewunderte Zivilisation hat sich an dem weiblichen Geschlechte schwer vergangen; sie hat es vielfach verdorben, hat sich bitter und streng dagegen gezeigt. Wir haben demnach alle Ursache, zu fordern, dass man unser Los eher erleichtert, als erschwert. Selbst die Galanterie der Männer, diese Mischung von Ritter- und Christentum, welche sich den Schein gab, den Frauen zu schmeicheln und ihnen zu huldigen, was war sie anders, als eine feine Verspottung und Verletzung ihrer Rechte!? Diese Zivilisation ist

es, welche uns laut verkündigt: man wird Euch stets mit Verführungen umgeben. Gebt Ihr ihnen Gehör, so ist Spott und Verachtung Euer Lohn, willfahrt Ihr aber den reizenden Schmeicheleien, so sinkt Ihr selbst mit Ihnen hinab. — Mein Herr, ich habe ausgeredet; zugleich wünsche ich Ihnen, dass Sie sich von Ihren Vorurteilen emanzipieren.“

„Aber, meine Gnädige, noch einen Augenblick. Wir sind zu weit geraten, wir waren eigentlich vom Radfahren ausgegangen.“

„Richtig! Das Radfahren war ja die Ursache unserer Unterhaltung. Sie lieben es also nicht an Damen?“

„Nein!“

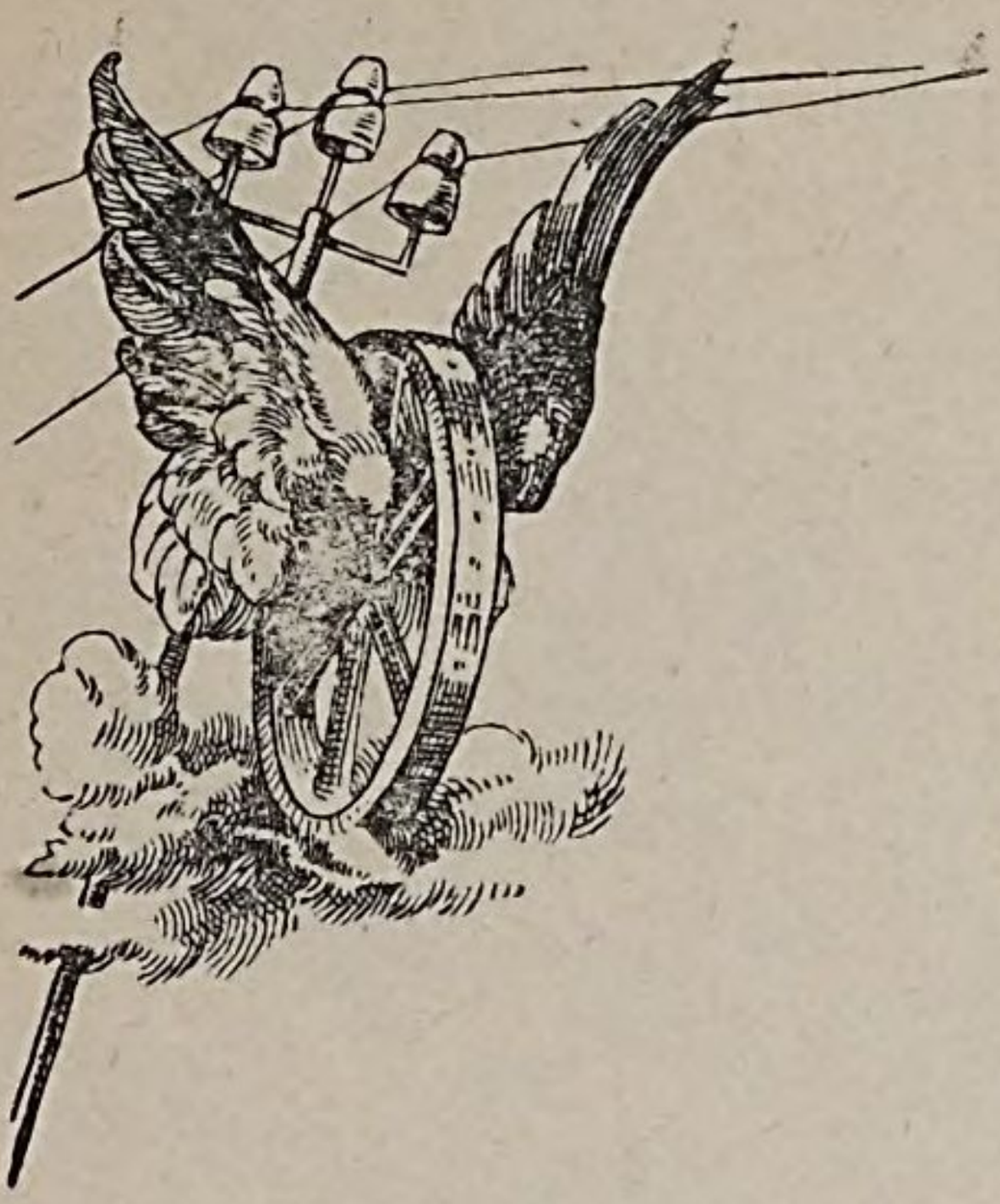
„Sagen Sie mir: fahren Sie überhaupt Rad?

„Nein!“

„Nun, da gestatten Sie, dass ich Ihnen den guten Rat gebe, das

Radfahren zu erlernen, — und wenn Sie es recht gut können, viel und oft in die frische Natur hinauszufahren, — dann, ich bin fest überzeugt, — werden Sie froh und glücklich sein und vielleicht gerne Ihren Mitschwestern dies unschuldige Vergnügen gönnen.“

Um's Jahr 4880.



„Es geht ja nicht!“

„Bitte, versuchen Sie es nur; thun Sie ganz so, als ob Sie ein Vogel wären.“

„Mein Herr, Sie haben einen Vogel und sind ein —“

„Nur nicht anzüglich. So! — Jetzt! — Los! —“

Mit diesen Worten stiess mich der Rabenmensch, Professor Mottenbühler, vom Flugbrett eines ungeheuer hohen Hauses — ich habe die Anzahl der Stockwerke vergessen — und fort sauste ich in den Äther hinein, wo gleich mir,

wie Mücken, tausend Andere meines-gleichen spazieren flogen.

„So muss einem Stern zumute sein, der durch den Weltenraum schweift," jauchzte ich einem auf mich Zufliegenden entgegen.

„Halt!" schrie dieser, „Sie sind verhaftet!"

„Was?" sagte ich.

„Ihre Maschine stammt ja noch aus dem vorigen Jahrtausend; wie können Sie es wagen, mit diesem alten Rappelkasten herumzufliegen, — wissen Sie nicht, dass es bei Strafe verboten ist, sich einer solchen bei Ausflügen zu bedienen? Auch haben Sie den Beleuchtungsapparat nicht in Thätigkeit gesetzt."

„Es ist ja gar keiner daran," erwiderte ich.

„Auch das noch!" herrschte mich der fliegende Gensdarm an.

„Die Maschine ist aus dem Museum in Utopia gestohlen, ich kenne sie ganz genau," schrie ein anderer

fliegender Jünger der heiligen Hermandad dazwischen.

Dann packten mich beide Polizisten bei den Fittichen und flogen mit mir zu einem grossen Luftschiffe, das mich nebst vielen Anderen auf die Polizei bringen sollte.

Dieses Luftschiff hatte ein grosses Verdeck und Wohnungen für Passagiere, es war 20 Meter lang und 7 Meter breit; die Räder waren nach Art der Windmühlenflügel und das Steuerruder nach Art der Fischschwänze. Die Maschine des Luftschiffes war ein magnetisches perpetuum mobile. Als Elektromotoren wurden vier kupferne Tröge benützt, jeder von dreiviertel Meter Weite; statt der gewöhnlichen Zinkplatten wurde amalgamiertes Zink gebraucht. Die Maschine bewerkstelligte in der Minute 120 Umdrehungen der kolossalen Radflügel.

Mit mehr als Windeseile ging es vorwärts. Da man mich, wie alle

anderen Gefangenen, meiner Flügel beraubt hatte, so ging ich auf dem Verdecke des Luftschiffes spazieren, jedoch fortwährend bewacht. Die Wut, welche ich über meine Verhaftung empfand, wurde durch den zauberhaften Anblick, der mich entzückte, gemildert. Wie in Julinächten die Glühwürmchen schwirren, so flogen tausende von Menschen im Ätherraume kreuz und quer, als ob hier oben ein grosses Ballfest abgehalten werden sollte.

Klare Luft.

Der glitzernde Sternhimmel goss seinen Lichtschimmer über Utopia, der Hauptstadt der Vereinigten Staaten Europa's, aus, — derselbe Fleck Erde, auf dem vor 3000 Jahren das alte Berlin stand, von welcher Stadt des Altertumes bekanntlich hie und da noch Trümmer aus der Tiefe an's Tageslicht gefördert werden.

„Weshalb dieses Schauspiel?“ fragte ich den Steuermann, der

seinen langen Zopf um seinen Kopf gewunden hatte, auf welchem eine turmähnliche Kopfbedeckung befestigt war.

„Schauspiel?“ entgegnete der Aeronaut, „Sie scheinen mir von anno dazumal zu sein; sehen Sie denn nicht dort oben den grossen Kometen? Wer es halbwegs machen kann, fliegt mit Schiff oder Maschine hinaus in den Luftraum, um sich den himmlischen Vagabunden anzusehen, der zum letztenmale im Jahre 1811 und zum vorletztenmale während des trojanischen Krieges für die Erdbewohner sichtbar war und nun, da wir 4880 schreiben, nach einer Umlaufszeit von über 3000 Jahren wiedergekehrt ist. Dieses Gestirn, — sehen Sie's? — jene mächtige Feuergarbe — das über Ruinen längst vergangener Reiche leuchtet, hat einen Durchmesser von 200 000 Meilen,“ — bemerkte weiter der Luftschiffer,

welcher als solcher sternkundig war.

„Das ist ja die viermalige Entfernung des Mondes von der Erde," sagte ich.

„Jawohl," erwiderte der Steuermann. „Der Kopf des Kometen ist grösser als unsere Sonne, der Rauminhalt dieses Gestirnes übertrifft den des Jupiters 1100 mal, den der Erde anderthalb Millionen mal und der Schweif ist länger als die Hälfte des Weges von der Erde bis zur Sonne. Ja, sehen Sie, so etwas treibt sich im Weltenraume herum und da sind die Menschen noch stolz auf ihre Luftschiffe und Flugmaschinen!"

In meinem Erstauntsein stiess ich die Worte aus: „Heilige Mutter Gottes! Jesus, Maria und Joseph!"

Kaum geschehen, so packten mich zwei handfeste beflügelte Männer — es waren Geheimpolizisten! — und trugen mich direkt hinunter in den

Justizpalast von Utopia, woselbst ich mich wegen Diebstahls und Gotteslästerung verantworten sollte.

Die Nacht war fürchterlich!

In eine kleine Zelle eingesperrt, lasen mir vier langbezopfte Männer, die wie Mandarinen angekleidet waren, abwechselnd Hegel'sche Philosophie vor. was als die härteste Nachtstrafe galt.

Es war schon gegen Morgen, als einer der bezopften Herren mir Stellen aus Hegel's Naturphilosophie laut und eindringlich vordozierte und mich zugleich examinierte: „Was ist dies?“ fragte er: „Wird ein cohärenter Körper von einem anderen geschlagen, gestossen, gedrückt, so wird seine Materialität als raumeinnehmend und somit seine Örtlichkeit negiert.“

„Hören Sie auf, das ist ja entsetzlich!“ schrie ich.

Der Zopfträger liess sich aber nicht stören und dozierte aus dem

alten Schweinsleder weiter: „So ist die Negation des materiellen Auseinander vorhanden, aber ebenso die Negation dieser Negation, das Wiederherstellen der Materialität. Verstehen Sie dies?“

„Beinahe!“ antwortete ich und gähnte fürchterlich.

„Also dann weiter! — Das Negieren des Auseinander-Bestehens der materiellen Teile wird ebenso negiert, als das Wiederherstellen ihres Auseinanderseins und ihrer Cohäsion. Diese Eine Idealität als Wechsel der einander aufhebenden Bestimmungen, das innere Erzittern eines Körpers in ihm selbst — ist — nun was ist dies?“ schrie mich der Unhold an. „Sie geben ja vor, Musiker zu sein, — da müssen Sie es ja wissen.“

„Das ist eine Ohrfeige,“ antwortete ich.

„Schafskopf! — Das ist die Hegelsche Definition von „Klang“. Der

Klang ist es!“ und bei diesem Worte war mir's aber, als hätte ich eine wirkliche Ohrfeige erhalten, denn ich taumelte wie zerschlagen und gemartert auf mein Ruhebett zu.

„Der kann unmöglich ein Musiker sein, wenn er diesen einfachen Satz nicht einmal kennt und versteht,“ sagte mein Zopfträger.

„Nun das wird sich ja morgen bei der Verhandlung herausstellen,“ meinte der zweite nächtliche Quälgeist, der mir kategorisch befahl, bis zum nächsten Morgen diesen Satz 100 mal abzuschreiben und 100 mal herzusagen. Dann entfernten sich die vier Zopfhelden und liessen mich allein.

Am anderen Tage wurde ich verhandelt; es gab eine heisse Sitzung nach Art eines Schwurgerichtes. Der Sitzungssaal war denn auch sehr gefüllt, denn Alle wollten jenen eigentümlichen Menschen sehen, als welcher ich verschrieen wurde. Schon

hatte die Verhandlung begonnen und noch immer kamen Leute durch die Fluglöcher in den Saal und lachten, sobald sie meiner ansichtig wurden. Ein Dolmetscher vermittelte meine Reden den Richtern und Geschworenen.

Der Präsident: „Ihr Name und Vorname?“

Ich: „Mein guter Herr, ich habe meinen Kopf verloren, als man mich vom Flugbrett stiess.“

Der Präsident: „Es ist nicht von Ihrem Kopfe die Rede.“

Ich: „Mein armer Kopf! — Ich bin noch niemals geflogen, höchstens im Traum. Für mich ist das Velozipedfahren schon die schnellste Weiterbeförderung.“ (Fürchterliches Gelächter der Anwesenden im Sitzungssaale. Alle schlagen vor Verwunderung und unter mitleidigem Lächeln die Flügel zusammen.)

Der Präsident: „So sagen Sie

doch, wie Sie heissen und was Sie sind!“

Ich: „Bei meinen Lebzeiten hiess ich — ich hab's vergessen — Aber so viel weiss ich: ich war, als man noch nicht fliegen konnte, Schriftsteller und — Musikant.“

(Allgemeines Gemurmel und Flügelschlagen im Gerichtssaale.)

Der Präsident: „Also Musiker, — das ist ja ein straffälliger Beruf. Wie lange betrieben Sie Ohrenschinderei?“

Ich: „Nur bei meinen Lebzeiten.“

Der Präsident: „Leben Sie denn nicht heute noch? — Der Mensch scheint von Sinnen zu sein. — Auch Schriftsteller sind Sie? Sind Sie vielleicht gar der Verfasser der „Spaziergänge eines Atheisten“?

Ich: „Nein, die sind von Ferdinand Heigl.“

Der Präsident: „Kennen Sie diesen Menschen?“

Ich: „Ob ich ihn kenne! Ein

Kapitalmensch — und erst der Carl Scholl — von dem müssen Sie unbedingt Einiges lesen!“

Der Präsident: „So? — Zu der Gesellschaft also gehören Sie?! Das genügt! — Sagen Sie: Haben Sie Zeugen?“

Ich: „Ja, den Professor Mottenbühler, Kustos des Altertums-Museums von Utopia.“

Als mein Zeuge trat nun Professor Mottenbühler auf. Seine Aussage bewirkte, dass ich wohl freigesprochen, aber für verrückt erklärt wurde. Mein Glaube wurde beanstandet, — ich konnte reden, was ich wollte: es nützte nichts.

Als ich nach der Verhandlung den Justizpalast verliess und mit Professor Mottenbühler zum Flugloch hinausflog, folgte mir eine grosse Menge Menschen, die mich lynchen wollten.

„Reisst ihm die Flügel herunter und lasst ihn zerschellen, den Un-

gläubigen, den Atheisten! Der Kerl glaubt noch an den Sohn der Zimmermannsfrau aus Nazareth!“ — So schrie und tobte die Menge durcheinander.

Unter polizeilicher Eskorte kam ich endlich und zwar ohne Unfall im Altertums-Museum, in welchem sich die Wohnung des Professors Mottenbühler befand, an.

Mottenbühler war der einzige Mensch, der mich verstand und den ich begreifen konnte; auch schätzte er mich sehr, weil ich ihm bei seinen archäologischen Arbeiten behülflich war. Als einer der bedeutendsten Altertumsforscher seiner Zeit hatte er z. B. herausgebracht, dass die Insel St. Pianino, jener Verbannungsort von allerhand Verbrechern, besonders von solchen, die sich gegen die Umsturzgesetze vergangen hatten, ein Teil der einstigen Halbinsel Jütland sei. Zum qualvollen Anhören von Klavierspiel

waren die Deportierten verbannt. Fortwährend, ohne Aufhören, Tag und Nacht wurden die Armen geplagt durch Anhören von endlosen Tonleitern und Czerny'schen Etüden aus der „Schule der Geläufigkeit".

Mottenbühler hatte mit vielem Scharfsinn herausgebracht, dass zu Zeiten, als Europa politisch noch ein zerrissenes Land war, vor 3000 Jahren, die Menschen derartige Dinge zum Vergnügen trieben; ganz besonders war dieses Übel bei Damen verbreitet und gab zu mannigfachen Krankheiten, Neurasthenie u. a. m. Anlass. Ferner hatte Professor Mottenbühler im Süden der Insel St. Pianino durch Taucher und vermittelst unterseeischer Boote mächtige Wasserbauten entdeckt, welche sich von Westen nach Osten ausdehnten. Seine Vermutung, dass dieselben die Überreste des einstigen Nordostseekanales seien, konnte ich als richtig bestätigen. Auch die

Stelle im Meere, wo einmal die von Deutschland befestigte Insel Helgoland gelegen, hatte er entdeckt. Anlass hierzu gab ihm das Wrack eines Luftschiffes, welches hier lange Zeit lag und diese Meeresgegend zum Gegenstande eingehender Studien machte.

Professor Mottenbühler zeigte mir seine Behausung. Ich war erstaunt über alle möglichen Einrichtungen und empfand das volle Entzücken eines Neuangekommenen, eines erstmaligen Besuchers des merkwürdigen Gebäudes, das einen Teil jenes grossen Altertumsmuseums bildete. Wärme und Licht erhielt das Haus von gewissen Zentralstellen aus. Sogar die Sonnenstrahlen wurden bei klarem Wetter eingefangen und erzeugten in den Küchen die Hitze, welche zum Kochen notwendig war; es geschah dies vermittelst eines Apparates, der aus einer Reihe von

Brennspiegeln sehr sinnreich hergestellt war.

Dann zeigte mir Mottenbühler das Altertumsmuseum selbst. Dort stand eine Pallas Athene neben einer Germania, die Reiter-Statue des Marc Aurel neben der des Kaisers Wilhelm I. Die Kultur-Epochen des früheren Deutschlands waren übersichtlich dargestellt in den Abbildungen seiner Herrscher und vieler in Stein gehauener Inschriften. Das Zeitalter der jüdischen Kaiser, welche den Geschlechtern der Rothschilds, der Bleichröder, der Erlanger und der Oppenheimer entstammten, war vollständig übersichtlich. Ich sah die Statuen von Isidor I., Moses V., Nathan II., Loeb XIII. und Hirsch XX. geziert mit dem Hausorden des goldenen Kalbes. Auch sie alle waren untergegangen und weder vom Antisemitismus noch von Philosemitismus wusste die heutige Zeit etwas; nur die Kinder in den Schulen wuss-

ten noch einiges zu erzählen von den Zeiten, in denen Rassenhass, Nationalitäten- und Klassenhass die Menschen gegeneinander aufhetzte.

Interessant war für mich die Abteilung der Folter-Werkzeuge aus dem Ende des 19. Jahrhunderts, es waren die sämtlichen Orchester-Instrumente nebst dem Klaviere jener Zeit; sie alle füllten einen grossen Saal und vielfache Abbildungen veranschaulichten die Art der Tortur.

„Sehen Sie hier einen Armen," sagte Mottenbühler, „wie ihm die Augen gleich Wallnüssen aus den Augenhöhlen treten?"

„Das ist ja eine Oboe," sagte ich.

„Ganz Recht, so nannte man in früheren Zeiten dieses Marterwerkzeug. Die armen Delinquenten, welche zur Tortur durch dieses Marter-Werkzeug verurteilt waren, gingen langsam aber sicher an Stumpfsinn elendig zugrunde. Stun-

denlang, gleich altindischen Fakirs mussten sich die Ärmsten unter Aufsicht eines Menschen, der zur Tortur mit einem Stocke in der Luft herumfuchtelte, kasteien. Sehen Sie hier die Abbildung eines solchen Martyriums."

Ich lachte und sagte: „Das sind ja Musikinstrumente!"

„Gewiss!" erwiderte Professor Mottenbühler und sagte, erstaunt über meine Unkenntnis: „Sind das etwa keine Marterwerkzeuge? Dabei zeigte er auf ein Fagott und andere Musikinstrumente, welche im Katalog des Altertums-Museums von Utopia im Jahre 4880 allesamt als Marterwerkzeuge verzeichnet standen.

Zum Beweise der Richtigkeit seiner Ansicht brachte er aus der Bibliothek Fragmente aus alten Schriften, die schlecht erhalten waren, aber noch deutlich genug zeigten, welche Leiden der Mensch-

heit durch diese Art von Instrumenten erwachsen waren.

Dann kamen wir in den Saal, in welchem uralte Gerätschaften, auch Öl- und Petroleumlampen u. dergl. aufbewahrt wurden, auch die ersten elektrischen Glühlampen und Bogenlampen waren vorhanden.

„Ja, sehen Sie, mein Lieber,“ sagte Professor Mottenbühler, „vor 3000 Jahren kam das elektrische Licht auf, hier haben Sie die Zeugnisse der ersten Anfänge; vorher sass die Menschheit 5000 Jahre beim Kienspan und bei der Öllampe; dann kam Petroleum, Kohlengas und endlich die elektrische Bogenlampe. Die Zeiten haben sich doch gewaltig verändert und wer weiss, was noch alles kommen wird. Sehen Sie hier: früher hatte man die Kohlengasmotore und jetzt haben wir Motore, welche durch konzentrierte Sonnenwärme getrieben werden.“

„Welch' wunderbarer Umschwung der Zeitläufte!“ bemerkte ich.

„So war es auch auf dem sozialen Gebiete der Menscheit,“ fuhr Professor Mottenbühler fort. „Im ersten Altertume: die philosophischen Schulen, im zweiten Altertume: die religiösen Sekten und danach die politischen Fraktionen. Kamen nicht auf den Ablasshandel die Glücksspiele und Lotteriekollekten? Sogar zur Aufbringung der Mittel für die Erbauung von Kirchen griff man im 19. Jahrhundert und im dritten Jahrtausend zu Lotteriekollekten. Es waren dies die ersten traurigen Zeichen für eine kirchliche Gemeinschaft. Keiner spendete mehr freiwillig, es musste durch solche Mittel den Leuten das Geld aus dem Beutel gelockt werden, weil der echte Glaube, wie ihn die noch früheren Zeiten aufzuweisen hatten, fehlte und mit ihm die Opferfreudigkeit. Sehen Sie hier

die Abbildungen: Auf die Wall- und Pilgerschwärme von Mönchen folgten die buntscheckigen ungeheuren Soldatenheere. Eine Zeit hat's gegeben, in welcher die Menschen unseres Erdteiles sich mit nichtssagenden Gebetbüchern unterhielten; es war dies in der Epoche des sogenannten papiernen Zeitalters, von dem wir nur so viel wissen, dass geschwätzige Tagesblätter, Zeitungen genannt, millionenweise alle Tage angefertigt wurden, um die Nerven der Menschen aufzuregen. Ganze Aschenberge von Papier habe ich an gewissen Stellen — es müssen dort zweifellos Bibliotheken gestanden haben — ausgraben lassen, aber höchst selten ist noch etwas zu entziffern.

„Auf die Zeit der Bussübungen und Körpergeisselung folgte eine Zeit des liederlichen Lebens und der Selbstmord-Manie. So wechselten merkwürdige, ruhige und schauder-

haft aufgeregte Zeiten mit einander ab.

„Sehen Sie hier," sagte Professor Mottenbühler weiter, als wir in den Bibliotheksaal eintraten, „die verschiedenen Schöpfungsgeschichten: von dem ersten Buche Mosis an bis hinauf zur Schöpfungsgeschichte von Haeckel, dem ersten, der eine vernünftige Ansicht von der Schöpfung des Menschen entwickelte. Hier haben Sie eine Parodie auf das bedeutende Werk früherer Zeiten „die fünf Bücher Haeckel", noch recht gut erhalten; es muss von einem geistreichen Kopfe geschrieben worden sein. Welch' merkwürdiger Wechsel der Zeiten, nicht wahr? Die Menschheit ist doch vorgeschritten!"

„Aber heute, am Ende des fünften Jahrtausends, ist doch wieder der Reliquienschwindel an der Tagesordnung," sagte ich; „alles Mögliche und Unmögliche aus alten

Zeiten wird gesammelt und angebetet. Viele Zeitalter gingen zugrunde, weil sie so vielen unnützen Kram aus älteren Zeiten mit sich schleppten und auf diese Weise nie zum glücklichen Genuss ihrer selbst gelangten.“

Entrüstet warf Professor Mottenbühler seinen langen Zopf nach hinten. „Reliquien - Schwindel“ nennen Sie die Wissenschaft, welche heute als vornehmste obenan steht? Man sieht es, dass Sie ein Barbar sind.“

Professor Mottenbühler holte nun einen dickleibigen Folianten, sein grosses Werk über „Deutsche Altertümer am Ende des 19. Jahrhunderts“ hervor und sagte im Brustton der Überzeugung von der Wichtigkeit seiner Altertumswissenschaft: „Hier lesen Sie!“

Ich blätterte in dem Buche, in welchem dünne Metallplättchen die Stelle von Papierblättern vertraten,

und blieb bei dem Kapitel „Ausflüge, Distanzritt, Distanzmärsche, Distanzfahren im Wagen und auf dem Veloziped“ stehen.

„Hier können Sie begreifen,“ sagte Prof. Mottenbühler, „welch' ahnungsvolles Wort das Wort „Ausflug“ im Altertume war; schon das uralte Lied „Wenn ich ein Vöglein wär'“ drückt dies sehnsuchtsvoll genug aus. Früher stellten sich die Menschen höhere Wesen vor, die sie Engel nannten und sich beflügelt dachten; heute ist Alles beflügelt und somit ist diese Vorstellung zur Wirklichkeit geworden.“

Professor Mottenbühler zeigte mir darauf zwei Schilder, welche er selbst bei seinen Ausgrabungen in Utopia gefunden hatte; er hielt dieselben für Altertümer wertvollster Art, weil sie aus der uralten deutschen Kolonie Kamerun, dem heutigen Neu-Utopien, stammen sollten und angeblich von einer schwarzen

längst ausgestorbenen Menschenrasse im Kriege gegen die Deutschen benützt wurden.

Ich konnte mich beim Anblick der Schilder des Lachens nicht enthalten, denn auf dem einen erkannte ich deutlich die Worte: „Hier können Familien Kaffee kochen“ und auf dem andern: „Dieser Ort darf nicht verunreinigt werden.“

Im Gespräche über den Wert dieser beiden Schilder kamen wir wieder in der Wohnung des Professors an, woselbst uns Frau Mottenbühler empfing, um uns je ein Gläschen konzentrierter Nahrung anzubieten.

Nachdem ich mein Pulver, wie es Professor Mottenbühler gethan, in ein Glas lauwarmen Wassers geschüttet und ausgetrunken hatte, musste ich in Gedanken an die beiden Schilder nochmals hell auflachen.

„Sie lachen gewiss über meinen

Mann," piepste Frau Mottenbühler; „aber, heiliger Konfucius, Sie müssen ihn schon entschuldigen: er ist kein Moderner, sondern schwärmt nur für das Altertum, trotzdem unsere Zeit doch in allem so weit vorangeschritten ist. Er schwärmt für die alten Menschenrassen, die sich ja jetzt alle zu einer vermischt haben; er begeistert sich noch für wilde Tiere, die im Laufe der Zeiten alle ausgerottet wurden und liebt z. B. von den antiken Schriftstellern den Klopstock mehr als die alten Klassiker Ibsen und Hauptmann. Die alten Schriftsteller Bleibtreu, Alberti, Conrad, Scholl und den Atheisten Heigl hasst er wie die Sünde, obgleich er sie alle in die utopische Sprache übersetzt hat. Mir kommt unser Museum im Grossen stets vor, was unsere Rumpelkammer im Kleinen ist."

„Du bist eine Närrin," entgegnete Mottenbühler seiner Frau.

Heftig gingen noch die Wogen des Gespräches über antikes und modernes Zeitalter, da — auf einmal flogen Fräulein Kunigunde Mottenbühler und Herr Dr. Friedr. Wilh. Schultze durch das Flugloch in das Zimmer.

Nachdem die Vorstellung und der landesübliche Gruss durch Nasenreiben geschehen waren, erzählte der Doktor von dem Ausbruche eines Religions-Krieges in Neu-Utopia, dem einstigen Kamerun.

Man verehrt dort in dem Haupttempel ein Tuch. Das Volk hat sich, durch die Gottesgelehrten veranlasst, in zwei Teile gespalten; zwei grosse Parteien kämpfen gegen einander. Der eine Teil der Gottesgelehrten behauptet, das lange Zeit verehrte Tuch sei das Schnupftuch des heiligen Bismarckus, der andere Teil glaubt, dass es die Windel der heiligen Bismarckia sei.

Der Doktor Schultze meinte, dass

der Krieg unmöglich lange dauern könne, denn mit dem Dynamit sei es aus, da das „Antidynamitikon“ erfunden worden sei.

„Das waren doch noch andere Kriege zur Zeit, als die alten Kriegsgötter Mars, Moltke und Krupp auf der Erde wandelten,“ meinte Professor Mottenbuhler.

„Man wird Dir sicherlich die Reliquien, welche den Streit hervorgerufen haben, zur Begutachtung übersenden; von Deinem Entscheid hängt sodann die Beilegung des unheilvollen Krieges ab,“ sagte Dr. Schultze zu seinem zukünftigen Schwiegervater.

In demselben Augenblicke brachte ein beflügelter Telegraphenbote eine Depesche, die besagte, dass soeben eine grosse Schlacht in der Luft in einer Höhe von 3000 Metern geschlagen sei, in welcher 50 Kriegsluftschiffe mit Mann und Maus in die Tiefe gestürzt seien.

Fräulein Kunigunde, die sich wenig um unser Gespräch gekümmert hatte, intonierte plötzlich die uralte Weise:

Kommt ein Jüngling geflogen,
Setzt sich nieder auf das Dach.

'Kaum angefangen, schrie Frau Mottenbühler: „Pfui, schäme Dich! Du weisst doch, dass Singen eine Sünde ist; das war früher einmal Sitte, aber heute schickt sich das nicht mehr!“

„Lass' sie doch singen,“ entgegnete Mottenbühler, „ich höre diese Melodie, die schon viele tausend Jahre alt sein soll, sehr gerne.“

„Egal,“ erwiderte Frau Mottenbühler, „vor 3000 Jahren war auch alles anders, heute gilt es als unanständig, ja sogar als sündig, zu singen. — Dass Du mir das nie ausser dem Hause thust, Kunigunde! Wir wären kompromittiert. Bedenke stets, dass Du die Tochter des berühmten Altertumsforschers

Mottenbühler bist und demnächst die Frau des grossen Arztes Friedr. Wilhelm Schultze werden sollst."

„Trotz dieser Moralpauke liess sich Fräulein Kunigunde nicht stören und sang noch ein zweites Lied, dessen Anfangsstrophe also lautete:

Was war das für 'ne schofle Welt
Vor zwei-, dreitausend Jahr,
Die Menschen brauchten da noch Geld
Und trugen langes Haar.
Doch heut ist alles künstlich u. s. w.

Nach Beendigung des Liedes, bei dem sich Frau Mottenbühler Antiphone in die Ohren stopfte, brachte ein geflügelter Briefbote einen mikrophonierten Brief, den Prof. Mottenbühler ertönen liess.

„Habt Ihr's gehört?" sagte der Professor, „ich bin ausersehen, in den nächsten Tagen einen Vortrag zum Besten der Hinterbliebenen der bei einer Mondreise Verunglückten zu halten."

„Es soll auch ein Bazar für jene

Armen veranstaltet werden. Über was wirst Du sprechen, Papa?“ fragte Fräulein Kunigunde.

„Über meine neuesten Ausgrabungen hier in Utopia Findest Du das Thema nicht interessant, mein Kind?“

„Nein, Papa!“ —

„O könnten wir noch einmal zu ihr zurückkehren, zu jener guten, alten, ehrwürdigen Zeit!“ rief der Professor aus.

„Aber Papa, Du kramst doch immer wieder Deine alte Rumpelkammer aus. — Ich bin froh, dass ich heute 4880 lebe und nicht in jenen fürchterlichen Zeiten des neunzehnten Jahrhunderts, das Dein Entzücken ist. — Müssen damals aufgeregte Zeiten und aufgeregte Menschen gewesen sein!“

„Mein Kind, das verstehst Du nicht. Die Menschen von damals waren auch noch wärmer, weil die Erde noch nicht so erkaltet; auch

wechselten die Jahreszeiten in ganz anderer Weise. Durch die Maschinen, welche den Menschen den Gebrauch seiner Hände überhoben, sind diese Gliedmassen im Laufe der Jahrtausende beinahe schon verkümmert; wir wären nicht mehr imstande, von unserer Hände Arbeit zu leben, wie die Menschen von ehedem. Das Leben von damals war also urwüchsiger und noch nicht so verkünstelt, wie jetzt, wo man nicht nur künstliche Eier, überhaupt künstliche Nahrung, sondern auch künstliche Menschen macht. Was nützen uns diese künstlichen Menschen oder „Promethiden“? Gar nichts! — Wie interessant müssen in jenem zweiten klassischen Altertume die verschiedenen Menschen-Rassen gewesen sein?! Wir haben leider nur noch eine einzige, — die chinesische. Auch wilde Tiere gehören bereits in das Gebiet der Sage und was hat sich nicht alles inbezug auf

Religion, auf Sitten und Gebräuche, auf Liebe und Heirat seit 3000 Jahren zum Schaden geändert!? Ist die Menschheit trotz allem sogen. Fortschritt wirklich glücklicher geworden?“

„Nun, ich danke dem heiligen Konfucius, dass es eine Ehe auf Kündigung gibt,“ sagte Kunigunde Mottenbühler und fuhr fort: „Früher war für die Frau die Ehe ein Trauerspiel, das mit dem Tode aufhörte, heute ist sie ein Lustspiel, welches mit der Hochzeit anfängt. Bei Dir ist es kein Wunder, wenn Du für Sitten und Gebräuche schwärmst, die sich längst überlebt haben. Du bist überhaupt ein Produkt Deiner Gelehrsamkeit.“

„Aber, — liebe Kunigunde — eine gewisse Emanzipation der Frau kannte man auch schon am Ende des 19. Jahrhunderts. Das Altertum hatte bereits das Wort „Frauenemanzipation“. Bei meinen Aus-

grabungen alter Eisenbahnwege habe ich sogar herausgebracht, dass man Frauen schon als Eisenbahnbeamte anstellte und zwar im zweiten klassischen Altertume. Das Luftschiff und die Flugmaschine haben aber das Leben der Menschen gewaltig umgestaltet. Als dies vor etwa zweitausend Jahren geschah, kam ein grosser Teil der Menschen um sein Vermögen, welches in Eisenbahnaktien bestand; sogar die Himalaya-, Kaukasus- und Montblanc-Zahnradbahn wollten nicht mehr rentieren. Fallissement kam auf Fallissement. Die Menschheit schien ruiniert, bis endlich die Verstaatlichung des Bodens und des Kapitals jene Zeiten herbeiführten, in denen wir leben."

„Konfucius sei Dank, Papa! — Wie wurden die armen Menschen von damals gequält; wie quälten sie einander selbst! Ihre Kinder sperrten sie einige Jahre nach der Geburt in enge Räume, um sie schon früh-

zeitig zu Gelehrten zu machen. Du hattest mir ja selbst oft erzählt, wie traurig z. B. der Geographieunterricht von damals gewesen ist, mit wie vielen Sprachen man die Köpfe der Menschen beschwerte."

„Allerdings, mein Kind, besitzen wir heute nur eine Sprache und es ist ein Vergnügen für den Schüler, einen Erdteil nach dem anderen kennen zu lernen; — ein kleiner Ausflug auf wenige Tage und man lernt in der schnellsten Weise aus eigener Anschauung die ganze Welt kennen. Aber auch unsere Zeit hat, wie eine jede, ihre Licht- und Schattenseiten."

„Na, in jener Zeit, die ich die Deinige nennen möchte, sehe ich gerade nicht viel Lichtseiten. — Sind etwa die alten Folterkammern — Du nennst sie in Deinem Buche, welches von den Altertümern Deutschlands vor 3000 Jahren handelt — Konservatorien der Mu-

sik, sind diese etwa mit all ihren Marter-Werkzeugen etwas Rühmliches für jene Zeit?“

„Liebe Kunigunde, die grössten Gelehrten jener Zeit haben schon gegen die Torturen protestiert, welche sich die damalige Menschheit als Nervenreiz auflud. Es war dies ja auch mit eine Ursache, welche die Menschen jener so hoch interessanten Zeit zugrunde richtete. War es das griechische und römische Altertum, welche zugrunde gingen, weil sie in zügelloser Weise der Frau Venus Opfer darbrachten, so brach das nächste Zeitalter zusammen unter den Opfern, welche die Menschen nicht nur der Frau Venus, sondern auch dem Herrn Bacchus zu Ehren veranstalteten, aber vor allem war die Überreizung des Trommelfelles und der Gehörnerven Schuld an einem jähen Untergang jener Geschlechter. Sie mussten untersinken, denn keiner unserer

Sinne steht in so enger Beziehung mit unserem ganzen Nervensystem, als gerade das Gehör. Gilt doch heute noch eine Deportation nach St. Pianino als die grösste Strafe für politische Verbrecher in unseren vereinigten Staaten von Europa! In ganz alten Zeiten stellten sich die Menschen den Himmel vor: bevölkert mit lauter musizierenden Engeln, heute ist dieser Ort für uns die Hölle. Die Menschheit von damals brauchte diese Qualen, sie war eben ohne dieselben nicht glücklich."

„Lasst doch die alte Zeit in Ruhe. Das war einmal!" entgegnete Dr. Friedr. Wilh. Schultze. „Hört, was ich vollbracht habe, — es ist ein Triumph der chirurgischen Wissenschaft!"

„Lass' hören!" riefen die Anderen neugierig.

Der Doktor erzählte Folgendes:

„Zu mir kam der oberste Staatsrat

Mayer und klagte stöhnend: Herr Doktor, ich leide an fürchterlichen Kopfschmerzen, jedesmal, wenn ich in die Sitzungen des Staatsrates gehe."

„Da können wir helfen, Exzellenz. Die Chirurgie ist so weit, dass es keinen Kopfschmerz mehr gibt. Durch meine eigenartige Trepanation verschaffe ich Ihnen Ruhe."

„Das ist also die neueste Methode?"

„Die allerneueste, sagte ich. Der Staatsrat setzt sich in den Operationsstuhl; ich trepaniere ihn, nehme ihm die Hirnschale ab und schau mir das Gehirn an: es war ein Gehirn, wie's jeder Mensch hier in Utopia hat, man sieht nichts Besonderes daran. Ich sage: das Gehirn scheint in normalem Zustande zu sein. Erlauben Exzellenz mir, dass ich's herausnehme und mir von unten ansehen darf?"

„Gewiss!" bemerkte der Staatsrat.

Ich nehme also das Gehirn ganz delikat heraus, leg's auf einen Bogen Papier, damit's nicht schmutzig werden sollte und fange an, es zu untersuchen. Da kommen Boten aus dem Regierungspalaste angeflogen und melden dem Oberstaatsrat, dass die Sitzung bereits begonnen hätte und man seine Gegenwart wünsche. Sofort springt der Oberstaatsrat auf, legt seine Maschine an und fliegt zum Flugloch hinaus.

„Exzellenz!“ schreie ich ihm nach: nehmen Sie doch Ihr Gehirn mit! — Aber umsonst; er war fort und so vergingen vierzehn Tage. Das Gehirn blieb bei mir liegen und ich war in grösster Verlegenheit. Da fliege ich einmal auf die Praxis. Wer kommt mir da entgegen? — Der Oberstaatsrat. — „Exzellenz,“ rufe ich, „wie geht's Ihnen denn? Wollen Sie denn nicht Ihr Gehirn holen?“ — „Nein,“ sagte er, „ich danke Ihnen, ich brauch's nicht

mehr, denn es regiert sich ohne Gehirn viel besser. Legen Sie mein Gehirn in Weingeist und vermachen Sie es dem National-Museum der vereinigten Staaten von Europa. . . .“

„Das habe ich immer gesagt,“ meinte Fräulein Kunigunde, „mein Doktor ist ein grosser Mann;“ und fügte hinzu: „Du sollst ja aber ausserdem noch eine grosse Erfindung gemacht haben, sagt man.“

„Na, da gratuliere ich,“ piepste Frau Mottenbühler.

„Hast Du eine neue Kaltwassermethode oder eine Pflanze entdeckt, die gegen den Tod gewachsen ist?“

„Nichts von alledem,“ antwortete Dr. Schultze; „aber den Todesmikroben der Menschen habe ich gefunden. Dieser kann ebenso, wie die während des Lebens im menschlichen Körper wütenden Mikroben von sachverständiger Hand getötet werden. Von nun an kann nur noch baare Gewalt dem Leben des

Menschen ein Ende setzen, wenn meine Entdeckung sich bewährt. — Aber eine andere Entdeckung habe ich gemacht, die grösste vielleicht, die seit Jahrtausenden da war und noch nach Jahrtausenden da sein wird.“

„Nun?“ schrieen Alle auf einmal.

„Die Unsichtbarmachung eines Menschen durch Fixierung der ultravioletten Lichtstrahlen,“ sagte in stolzem Bewusstsein der Doktor. Zum Beweise will ich es gleich an einem Menschen probieren, der weder in unsere Zeit noch in unsere Gesellschaft passt.“

Kaum hatte ich diese Worte vernommen, so bestrich mich jener sogenannte Entdecker mit einer flüssigen Masse: es war mir, als hätte ich einen elektrischen Schlag erhalten. Und wirklich — ich wurde bewusstlos und weiss nur noch so viel, dass ich fürchterlich geschrieen und gebrüllt habe.

Mit den Worten „Die ganze Welt ist ein grosses Narrenhaus!“ kam ich wieder halbwegs zu mir und tastete mit meinen Händen umher.

Plötzlich fühlte ich die Seitenbretter meines Bettes und hörte die Worte des Arztes zu meiner Frau: „Da haben wir's — hochgradiges Fieber — er hat die Influenza. — Also guter Cognac, starker Wein. — Wenn Sie noch von dem Kometenwein bekommen könnten — Sie wissen ja, den von 1811.“ —

„Von dem Wein bekommen wir wohl kaum noch einen Tropfen,“ sagte ich, „den gibt's erst wieder um's Jahr 4880.“

Sie sind also ein „Moderner"?

„Sie sind also ein „Moderner“?

„Ja, zum grossen Teile wohl!“

„Warum?“

„Nun, — weil ich mit Vielem, was sich meiner Ansicht nach überlebt hat und dem Zeitgeiste geradezu widerstrebt, nicht mehr einverstanden bin.“

„Da gehören Sie auch zu Jenen, welche an der Modekrankheit Unzufriedenheit leiden.“

„So? — Und Sie sind zufrieden?“

„Gewiss! — Warum sollte ich es nicht sein? Ist es nicht schön auf der Welt? Ich nehme es, wie es

kommt und freue mich meines Daseins. Für mich existieren alle die Skrupel, die Sie belästigen, nicht.“

„Sie denken demnach nur an sich und sehen nicht um sich, um zu erfahren, wie es Anderen geht, die mit Recht unzufrieden sein dürfen. Da haben Sie eine komische Auffassung vom Leben.“

„Ich meine, dass es gleichgiltig ist, wie man das Leben nimmt oder auffasst. Jeder Mensch hat sein Schicksal.“

„Und ich meine, dass jeder Mensch sich einen grossen Teil seines Schicksales selbst bereitet und die Bestimmung, die Verpflichtung hat, am Fortschritte des Menschentumes mitzuarbeiten.“

„Die meisten Menschen sind so glücklich, als sie es verdienen.“

„Sie werden die Welt nicht anders machen, als sie ist. Menschen Ihrer Art führen grosse Worte im Munde, aber schliesslich läuft alles darauf

hinaus, dass Jeder so gut für sich selber sorgt, wie es eben in seinen Kräften steht.“

„Hören Sie: Sie muten den „Modernen“ aber eine schlechte Moral zu. Glauben Sie wirklich, dass dem so sei? — Sie spenden da ein Misstrauensvotum. Wissen Sie auch, dass Misstrauen ein Rückschluss auf sich selbst bedeutet?“

„Nicht immer. Ich bleibe bei der Ansicht: Sie werden die Welt nicht anders machen, als sie ist.“

„Das kann ich auch nicht, aber mitarbeiten, menschliche Verhältnisse anders zu gestalten, das Geistesleben in andere Bahnen zu lenken. Es ist dies das Ziel jeder neuen Bewegung gewesen und solche weist die Geschichte genügend auf. Sie sehen also, meine Unzufriedenheit ist keine Laune, sondern erwächst aus dem scharfen Beobachten unserer Verhältnisse und aus dem Nachdenken über dieselben.“

„Das ist es eben: Sie denken viel zu viel nach. Ich finde dies störend für den Betreffenden und für Andere. Mir sind Ihre Lehren sowie überhaupt die neuen Anschauungen geradezu unbequem und desshalb widersetze ich mich denselben.“

„Goethe sagt: „Es widersetzen sich Viele dem Echten desshalb, weil sie zugrunde gehen würden, wenn sie es anerkennten.“

„Wie können Sie sagen, dass Sie durch Ihre Anschauungen das Echte vertreten?“

„Das sagt mir mein Bewusstsein, mein Gewissen, — ich habe ein Gefühl der inneren Zufriedenheit, — ich bin davon überzeugt.“

„Wie kommen Sie zu dieser Überzeugung, die Sie so hoch anschlagen?“

„Wie ich Ihnen bereits sagte: durch Beobachten und Nachdenken.“

„Es ist eine charakteristische

Eigenschaft jugendlicher Menschen, dass —“

„Erlauben Sie, — in bin 46 Jahre alt. Sagen Sie doch gleich „Kinder“. —

„Es ist eine Eigenschaft der Jugend, dass sie alles zu wissen glaubt und an nichts zweifelt.“

„Diesen Vorwurf muss ich Ihnen zurückgeben. Wie kleine Kinder den Spiegel fürchten, weil hinter ihm die Rute steckt, so fürchten grosse Kinder denselben, weil hinter ihm die Wahrheit zutage tritt, wenn sie hineinschauen. Lernen Sie also, wie ich es that, beobachten.“

„Als ob ich nicht beobachten könnte!?“

„Nein, das können Sie nicht; denn zum Beobachten gehören Augen mit einer scharfen Brille bewaffnet und um diese zu befestigen, auch eine tüchtige Nase.“

„Nun, — solche Nase, wie Sie

eine haben, hat allerdings nicht Jeder.“

„Also: erst eine Nase, dann eine Brille; wenn man nicht fliegen kann, darf man nicht aus dem Fenster springen.“

„Sie werden leidenschaftlich in der Beurteilung meiner Ansichten. Wie sehr die Gedankenwelt einzelner Menschen, ja sogar solcher, die auf den Höhen der Wissenschaft einhergingen, von Leidenschaften bestimmt wird inbezug auf Beurteilung Anderer, das habe ich beobachtet und deshalb ziehe ich ein ruhiges und skrupelloses Leben vor.“

„Mir aber ist es ein Bedürfnis, scharf zu beobachten, nachzudenken und für das Gewonnene zu kämpfen. Ich würde mich für einen Thoren halten, wenn ich mich dem Zufalle preisgeben müsste.“

„Meinen Sie, dass ich etwa blindlings glaube, wie es die grosse

Menge thut, wie ich es für dieselbe übrigens auch für gut halte?“

„Hören Sie: Sie scheinen sich für einen ausserordentlichen und aussergewöhnlichen Menschen zu halten.“

„Durchaus nicht; da irren Sie! Aber das weiss ich, dass ich keiner von den Menschen bin, der alles, was ihm nicht sofort verständlich und klar erscheint, mit einem auf Vernichtung berechneten Interdikt belegt.“

„Sie sind und bleiben ein Sonderling!“

„Warum ist der ein Sonderling, der sich bestrebt, natürlicher als Andere zu sein? Ich will nicht mehr sein, als was die Natur in mir vorschreibt. Mit wie viel Schlauheit trachten aber viele Menschen danach, alles das zu scheinen, was sie gerne sein möchten. Wie viel Lüge und Verstellungskunst treffen wir in der Gesellschaft an! Wer

will dies leugnen? Nur, wenn der sogen. Gesellschaftsmensch maskiert ist, ist er heutzutage wahrhaft Mensch.“

„Warum?“

„Weil er unter der Maske endlich einmal aus seinen hunderten von Schranken herauskriecht.“

„Da meinen Sie also nur auf einem Maskenfeste aufrichtige Menschen zu finden?“

„Sicherlich mehr als im gewöhnlichen Leben; ich fand stets, dass man nirgendwo rückhaltlos die Wahrheit zu hören bekam, als auf einer Maskerade.“

„Sie stellen ja die Welt auf den Kopf; ich begreife Sie wirklich nicht.“

„Das wird für einen Menschen, wie Sie, auch sehr schwer sein. Sie sitzen wie Fafner auf Ihrem Geldsack und hassen alles Kämpfen.“

„Aus dem einfachen Grunde, weil ich es nicht nötig habe. Übrigens

— habe ich nicht 10 000 Mark für wohlthätige Zwecke beim Regierungsantritte unseres Landesherrn vermacht?“

„Ja! Dafür aber haben Sie einen Orden erhalten.“

„Habe ich nicht später weitere 10 000 Mark für gemeinnützige Zwecke ausgeworfen?“

„Gewiss! Dafür wurden Sie zum Kommerzienrat ernannt.“

„Und das Alles hat bei Ihnen keine Giltigkeit?“

„Nein, denn das Geld, mit welchem Sie das bewerkstelligten, gehörte nicht Ihnen, sondern Ihrer Frau, welche es mit in die Ehe brachte. Sie brachten kein Opfer, indem Sie das Geld spendeten; es war eben nur der Schein.“

„Nun, das ist gleichgiltig, meine ich. So wie Sie denken, denken Gott sei Dank nur wenige Menschen. Was müsste ich vollbringen, um bei Ihnen Geltung zu haben?“

„Vollbringen Sie etwas, — aber es muss etwas Gescheidtes sein — wodurch man Sie gründlich hasst, dann kämpfen Sie, besiegen Sie die Vorurteile der Menge und — Sie sind in meinen Augen ein ganzer Mann. So sind Sie nur ein Zeittotschläger und Mammonhüter.“

„Was Sie nur immer mit dem „Kämpfen“ haben? Wozu soll ich kämpfen? Ich habe das, wonach Sie jedenfalls ringen.“

„Sie meinen: nach Geld?“

„Nun — natürlicherweise! Nach was anders?“

„Da haben Sie mich gründlich missverstanden. Nicht jeder Mensch kann, wie Sie, ein Millionär oder einer von Hunderttausenden sein; aber das hindert ihn durchaus nicht, ein anständiges Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu sein und seine Meinung frei zu äussern. — Sie sollten sich selbst bekämpfen, um Ihre Vorurteile bezüglich der An-

feindung moderner Bestrebungen los zu werden; das war's, was ich meinte."

„Aber ich hasse diese sogen. modernen Bestrebungen, die mir als Umsturzmächte erscheinen und zwar auf allen Gebieten, — in Religion, Kunst, Wissenschaft und Leben."

„Was nützt aber alle Erkenntnis durch Religion, Kunst und Wissenschaft, wenn dieselbe dem menschlichen Leben und zwar dem gegenwärtigen nicht dienstbar gemacht wird? — Wen nennen Sie eigentlich Umstürzler?"

„Jeden, der etwas überstürzen und in schroffer Weise beschleunigen will. Langsam geht's auch. Alles was kommen soll, kommt so wie so."

„Aha, da glauben Sie also doch an eine Entwickelung."

„Ich sagte nichts dergleichen."

„Aber Sie meinen doch so etwas

Ähnliches z. B. Evolution — nicht wahr?“

„Ach, ich kümmre mich um derlei Dinge weniger, als Sie. Ich weiss nur soviel, dass der Mensch das hochentwickeltste Wesen ist und zwar deshalb, weil er Vernunft und eine Sprache hat.“

„Ganz recht; aber nichtsdestoweniger war er anfangs das allereinfachste Wesen, — eine Zelle, eine kleine Anhäufung physiopsychischer Bewegung, welche sich vermöge ihrer inneren Beschaffenheit vermehrte, erweiterte und so von Stufe zu Stufe weiter entwickelte Wesen erzeugte.“

„Und Sie meinen, diese Entwickelung ginge noch jetzt weiter vor sich?“

„Gewiss! Das menschliche Wesen ist im steten Wachsen, in fortwährender Weiterentwickelung begriffen.“

„Wodurch erklären Sie sich dieses

stete Wachsen, die fortwährende Weiterentwickelung des menschlichen Wesens?“

„Durch die Sprache; sie ist es, welche die verschiedenen psychischen Ordnungen verbindet, festhält und neue herbeiführt; sie ist es, welche uns „jenseits von gut und böse“ bringt.“

„Wie ist dies zu verstehen?“

„Wir erziehen uns Menschen so weit, dass wir das Gute nicht mehr aus Überlegung, sondern instinktiv thun, d. h. wir können eben nicht anders handeln als gut. Diesen Vorgang fasse ich folgendermassen: wie sich auf sterilem Boden eine Humusschicht bildet, indem sich nach und nach krustenweise der Humus ansetzt, bis er mächtig genug geworden ist, Pflanzen zu Wachstum zu verhelfen, so ist dies auch mit unseren Instinkten der Fall.“

„Da meinen Sie wohl gar, dass

schliesslich das Gute ein Erbteil unseres Wesens werden wird?“

„Gewiss! Blicken Sie in die Geschichte und Sie werden es selbst begreifen. Waren wir nicht ursprünglich Barbaren mit fürchterlichen Eigenschaften behaftet? Indem wir uns durch eigene Einsicht erzogen, indem wir durch andere Völker erzogen wurden, d. h. von ihnen lernten, sind wir zu feineren Wesen geartet.“

„Besonders war dies durch die Griechen und Römer der Fall; nicht wahr?“

„Allerdings! Aber ich bin der Überzeugung, dass wir die Griechen und Römer genügend ausgesogen hätten. Müssen unsere Jungen ihre Sprachen nicht so studieren, als ob sie zu Philologen ausgebildet werden sollten?“

„Demnach sind Sie ein Gegner unserer Jugenderziehung?“

„Bedingungsweise — ja!“

„Und auch ein Gegner des Studiums der Geschichte, wie die meisten Modernen?“

„Durchaus nicht, wie Sie dies bereits gemerkt haben müssen. Ich huldige dem japanischen Sprichwort: „Um das Neue zu wissen, suche nach dem Alten“. Um dieses zu wissen, braucht man nicht selber zum Philologen gemacht zu werden; es genügt, den geistigen Niederschlag eines Volkes zu kennen. Nur in Geschichte aufgehen, wäre ein grosser Fehler und hiesse das Heil nur in der Vergangenheit suchen, während es uns doch nur die Gegenwart bieten kann. Moderne Kultur heisst vor allem Gegenwartskultur, ein moderner Mensch ist Gegenwartsmensch, weil seine Psyche, sein Intellekt und seine Sinnesneigungen, aus welchen Faktoren seine Handlungen erwachsen, den gegenwärtigen Bedürfnissen entsprechen. Unmodern ist bei mir

dasjenige, was sich überlebt hat, weil es meinen Neigungen zuwider ist.“

„Was verstehen Sie unter moderner Bildung?“

„Moderne Bildung ist wie das Ideal wahrer Bildung: harmonische Entwickelung all unserer Kräfte.“

„Wodurch wird dieses erreicht?“

„Die Erziehung ist dem Bedürfnisse des in lebendiger Entwickelung stehenden Menschen anzupassen und soll ein geistiger Turnplatz auf dem Boden der modernen Erscheinungen in Kunst, Wissenschaft und Leben neben denen der Vergangenheit sein. Zwar führt die scheinbare Unvereinbarkeit unserer zwiefachen Natur — ich meine die des historischen und des gegenwärtigen Menschen — zur eigentümlichen Annahme, dass die geistige Direktive der Gegenwart die Verehrung des Althergebrachten, des als Klassisch erkannten aus-

schliesst. Menschen, welche die Mutter verleugnen, aus deren Brüsten sie des Lebens Kraft sogen, verdienen verachtet zu werden."

„Ich wüsste auch keinen grossen Geist zu nennen, der nicht die Klassiker hochgehalten und ihren Einfluss dankbar anerkannt hätte."

„Ohne Zweifel; aber diese Erkenntnis schliesst durchaus nicht aus, dass in der Rumpelkammer menschlichen Wissens ganz gehörig aufgeräumt werden muss, um dem gegenwärtig Bedeutungsvollen gegenüber dem Alt-Unwichtigen einen Platz zu sichern."

„Sie verlangen also in unserer Erziehung die Erscheinungen der Vergangenheit nur insofern herangezogen, als sie geeignet sind, die Erscheinungen der Gegenwart zu erklären?"

„Gewiss! Es ist ein Zeichen des Alters einer Kultur, wenn Leute mit abgewandten Blicken das Leben der

Gegenwart teilnamlos vorüberziehen lassen, sich mit Vorliebe der Vergangenheit zuwenden und in geschwätziger Art alles Mögliche aus derselben hervorkramen, wenn es auch für die Gegenwart gar kein Interesse hat."

„Das alles hört es nicht übel an und ich könnte es gelten lassen; aber sagen Sie mir: warum verabscheuen die sogen. Modernen die Grundlage aller gesellschaftlichen Gemeinschaft, Ordnung und Sitte?"

„Immer die alte Geschichte, welche sich stets von Neuem wiederholt: Man glaubt in den in der neuen Geistesbewegung stehenden Menschen Umstürzler schlimmster Sorte zu erblicken. Dem ist durchaus nicht so."

„Aber leugnen nicht die Modernen den bestehenden Glauben an Gott, wollen sie nicht die bestehenden Sittengesetze beseitigen und andere Dinge mehr?"

„Gewisse Kulturverhältnisse sind bestimmend auf die Art der Religionsausübung, auf die Art der Kunst wie auf die Art des Geisteslebens überhaupt. Treten in den Kulturverhältnissen Verschiebungen ein, so geschieht dies auch auf dem Gebiete des religiösen Lebens.“

„Man hat die Verschiebung von Kulturverhältnissen zu verhüten, um so der Kirche zu ihrem Rechte zu verhelfen, denn sie allein ist der Hort in einer Zeit, in welcher solche Auswüchse, wie sie sich in der modernen Geistesbewegung zeigen, vorkommen. Es war im Jahre 1891, als der Reichstags-Abgeordnete Schorlemer auf dem Katholikentage in Danzig äusserte: man müsse dafür sorgen, dass die Gebildeten mehr die Kirche besuchten und in seiner Rede die Wissenschaft dafür verantwortlich machte, dass die Menschen so gottlos oder irreligiös seien.“

„Gebildet — Wissenschaft —

gottlos — irreligiös! — Die Bildung schreitet eben weiter und verändert die Menschen; dazu hat die Wissenschaft, besonders die Naturwissenschaft, das ihre beigetragen. Was nützen alle diese Errungenschaften, wenn die Menschen bei ihnen leer ausgehen sollen? Dies kann man doch unmöglich verlangen. Wie Bücher, so erscheint auch die menschliche Kultur und mit ihr die Form der Religionsausübung, ebenso das Geistesleben, sehr oft in erneuter Auflage."

„Das ist ja entsetzlich, was Sie da entwickeln. Ich finde die bestehende Religion, die der Staat schützt, für gut, erkenne dieselbe dankbar an und halte die Kirche für eine Trostbringerin in einer Zeit, in der solche Gedanken gewissenloser Freigeisterei Platz greifen."

„Sie verwechseln natürliches Empfinden mit gewissenloser Frei-

geisterei; letztere war wie finstere Bigotterie für ein Volk stets eine böse Macht, welche es dem Untergang weihte. Sie sehen, dass alles gut, d. h. in bester Ordnung ist; ich sehe das Volk in Streit und Zank gespalten. Die Armen ringen mit der Reichen nimmersatten Habgier in hartem Kampfe; es ist der Kampf des Arbeiters mit dem Kapitalisten. Der solide bürgerliche Mittelstand, der bisher ein Hort und die Pflege von Fleiss, Aufklärung, Freiheit sowie Menschenrecht war, und ohne den kein Volk zu einer eigentlichen Kulturhöhe gelangen kann, liegt danieder. Ungleichheit und schroffe Gegensätze haben sich in der Gesellschaft ausgebildet. Da treten nun allerhand Ärzte, die heilen wollen, auf. Zunächst sind es die frommen Eiferer der Kirche. „Nur sie vermag zu helfen!“ rufen sie.

„Ganz recht; wehe dem Volke,

wenn es zum Glauben nicht zurückkehrt."

„Dieser Glaube ist aber abgenützt, haftet nicht mehr, hat für den modernen Menschen seine Kraft verloren. Die Menschen haben sich geändert, der Glaube blieb derselbe; das ist ein Fehler."

„Ich finde es nicht, dass sich der Glaube abgenützt hat; ich sehe nichts davon, denn überall im Lande werden Kirchen gebaut."

„Aber wie!? — Ein trauriges Zeichen für kirchliche Gemeinschaften in unseren Tagen sind die Lotterien zur Aufbringung der Mittel zum Baue neuer Kirchen. Nur wenige Menschen spenden freiwillig Geld, es muss durch das Mittel des Glückspieles aus dem Beutel gelockt werden, weil der rechte Glaube und mit ihm die wahre Opferfreudigkeit fehlt."

„Hoffentlich werden Sie mir zugeben, dass es bei der Verschieden-

heit der Menschen den herrschenden Mächten daran liegen muss, eine möglichst grosse Einheit in dieselbe zu bringen, um durch eine gewisse Uniformität das Gefühl der Zusammengehörigkeit und Ordnung zu erzeugen. Hierzu dient meiner Ansicht nach in erster Linie die Kirche."

„Gewiss! — Jedoch — das ging früher leichter als heute, zum mindesten geht es nicht mehr mit denselben Mitteln, wie im Mittelalter. Die Kirche ist eben nicht mehr das Universalmittel für soziale Schäden und genügt allein nicht mehr."

„Wohin gelangen wir nach Ihren Auseinandersetzungen!? Je nach Alter, Beruf, Kenntnissen und Temperament hält schliesslich Dieser dieses, der Andere jenes für gut, schön oder richtig."

„Da es einzelne Glaubenssysteme innerhalb der Religion, in der Kunst sowie im Geistesleben verschiedene

Richtungen gibt, so drängt sich wohl bei jedem denkenden Menschen unwillkürlich die Frage auf: welches System, welche Richtung ist die wahre? Endlich findet man dann schliesslich, dass es gerecht ist, alle Glaubenssysteme, alle Kunstrichtungen, alle Richtungen des menschlichen Geisteslebens als die verschiedenen Erscheinungsformen einer allgemeinen Idee zu begreifen; keine Richtung, kein Glaubenssystem hat einen unbedingten, sondern nur einen beziehungsweisen Wert.“

„Es ist aber ein furchtbares Übel unserer Zeit, dass fast Jedermann über derartige Dinge nachdenkt und seinen Gedanken hierüber Ausdruck verleiht. — Wenn dies die Frucht der fortschreitenden Erziehung des Menschengeschlechtes ist, dann — Ich würde so etwas verbieten, weil es die Menschen vergiftet.“

„Wie wollen Sie das Nachdenken über die Daseinsfragen bei Men-

schen, die ein Verlangen danach haben, hindern? Selbst, wenn Sie ihnen Schreiben und Lesen verbieten würden, ginge dies nicht. Übrigens sehe ich es nicht ein, wesshalb viele Menschen das Nachdenken über sozial-ethische Fragen für gefährlich halten, warum sie diejenigen, welche zur Förderung der politischen und sozialen Aufklärung Vereine gründen, in Acht und Bann thun. Dieses Recht darf man dem Menschen nicht missgönnen. Sicherlich ist es besser, als die Fantasie der Menschen mit Schreckbildern zu erfüllen, dieselben in das Gefühl der Zerknirschung hineinzuängstigen und sie durch beständige Bussübungen zu Simpeln und Schafen zu machen. — Thut man nicht ein Unrecht, wenn man soziale Einrichtungen verteidigt, welche die Ausbeutung der Armen durch die Reichen beschützen? Ist es nicht Heuchelei im höchsten Grade, wenn

z. B. ein frommer Fabrikherr dem Arbeiter, den er mit der Hetzpeitsche des Hungers zu übermässiger Arbeit getrieben und mit dessen vergeudeter Lebenskraft er seine unersättliche Börse gefüttert hat, am Ende ein paar Pfennige zuwirft, damit der Elende nicht etwa verhungere?“

„Sie führen da Ausnahmen an.“

„Aber diese Ausnahmen, die leider nicht selten waren und heute noch vorkommen, sind die Ursache zum Nachdenken der geplagten Menschen gewesen. Das Recht auf freies Menschentum wurzelt eben tief in jedem Individuum.“

„Was wollen die Menschen denn eigentlich bezwecken?“

„Recht! — Man strebt in diesem Kampfe des Proletariats mit den Begüterten eine Moral an, die aus dem Gefühle für Gerechtigkeit entspringt. Gerechtigkeit verlangen sie und dieses Gefühl entspringt

einem elementaren Bedürfnisse, dem Drange nach Wahrheit. Dieser Drang nach Wahrheit ist die Quelle der Aufklärung und die Aufklärung die Quelle zur Freiheit.“

„Was Sie da nicht alles sagen! — Freiheit! Da haben wir ja wieder das allbeliebte Schlagwort.“

„Ich meine nicht etwa Zügellosigkeit, wie Sie, nach Ihrem Vorwurfe zu urteilen, denken mögen, sondern die intelligible Freiheit. Das mit Ordnungsgefühl gepaarte Freiheitsgefühl stelle ich mir als notwendige Eigenschaft eines jeden Menschen vor.“

„Was wollen denn aber solche Menschen vom Leben verlangen?“

„Was dürfen Sie mit Recht vom Leben verlangen? So müssen Sie fragen. — Frohen Lebensgenuss, gleichwie Sie ihn für sich beanspruchen.“

„Und wodurch wird dieser frohe

Lebensgenuss Ihrer Ansicht nach erreicht?“

„Indem wir die in uns wohnenden Kräfte zu einer harmonischen Entfaltung bringen können.“

„Wie soll dies erreicht werden?“

„Durch die Erziehung. — Die Erziehung muss von Jugend auf einsetzen und den Willen kräftigen, da viel die mit Willenskraft durchgeführte Ablenkung des Geistes von den Sorgen und Unannehmlichkeiten des Tages dazu beiträgt, zum frohen Lebensgenusse zu gelangen. Kleinmut und Verzweiflung untergraben geradezu unsere Gesundheit, während ein froher Lebensgenuss dieselbe fördert. Studieren Sie nur die Menschheit in ihren untersten Schichten, um die oberen dann desto besser verstehen zu lernen; dann werden Sie ermessen können, was dieser zu thun nötig ist.“

„Sie sind ja für das Wohl der

Menschheit merkwürdig besorgt und begeistert!“

„Ja, Aufgabe der für das Wohl der Menschheit Begeisterten ist es, die in der Gesellschaft tretenden Gegensätze zu versöhnen. Das nenne ich Religion.“

„Das nennen Sie Religion? Erlauben Sie, dass ich mich einige Augenblicke von meinem Erstaunt-sein erhole — —“

„Freilich nenne ich das die Religion unserer Tage. Wer streitet sich heutzutage noch um Glaubenssätze von ehedem? Wir wollen uns bemühen, gute Menschen zu werden, gerne dem Anderen helfen in des Lebens Not und Leiden, und Schmerzen stillen, wo wir solche antreffen. Selbstlose Pfiichterfüllung muss ein Teil unseres Selbstbewusstseins werden.“

„Aber wo bleibt die Kirche?“

„Wer als Vermittler zu einem höchsten Wesen den Priester und

die Kirche braucht, möge dies thun, nur darf er den nicht beschimpfen, der jenes Bedürfnis nicht fühlt."

„Sie haben merkwürdige Vorstellungen von den Beziehungen des Menschen zu einem höchsten Wesen und zur Kirche."

„Ebensowenig als ich an einen leibhaftigen d. h. persönlichen Teufel glaube, glaube ich auch, dass es keinen leibhaftigen d. h. persönlichen Gott als Schöpfer des Universums gibt. Wohl glaube ich an Gott, als höchstes Wesen, der sich mir im Walten der Natur, sowie im Höchsten ihrer Schöpfung hier auf diesem Planeten — im Menschengeiste — offenbart. Ein Bild kann ich mir von Gott nicht machen; in dieser Beziehung halte ich es mit Moses und Mohamed."

„Das ist ja schrecklich zu hören!"

„Ja, sehen Sie: auch in religiösen Dingen gibt es eine Geschmackslehre und in der Geschmackslehre

gibt es keine andere Realität, als die vom Geiste beherrschte Vorstellung, d. i. die individuelle Umdeutung der Welt. Der Geschmack der Menschen ist eben so verschieden, als die Nasen derselben.“

„Wo sind die Beweisgründe für solchen Glauben?“

„Ich sagte es Ihnen bereits: sie keimen aus der Erde, jeder Tautropfen spiegelt sie wider, jede Quelle rauscht sie, aus den Sonnenstrahlen glänzen sie mir entgegen, am Firmament stehen sie mit Flammenschrift verzeichnet, die Bergkolosse und die Domeshallen der Wälder verkündigen mir das, wohin Sie mit Ihrem Katechismus gelangen.“

„Aber dieser Glaube ist falsch!“

„Wieso denn? Weil es nicht der Fabrikglaube, sondern ein eigenerzeugter ist? Ich nehme mir die Freiheit, selbst nachzudenken, weil ich kein Knechtgeist bin. Weil ich

selbst nachdenke, meinen Sie, mein Glaube sei falsch? In dieser Beziehung bin ich mein eigener Herr und mein eigener Knecht. Was ich glaube, lässt sich bei mir nicht anbefehlen, diesen Kadavergehorsam besitze ich nicht.“

„Das sind in meinen Augen sündhafte Gedanken; wer lehrte Sie dieselben?“

„Das will ich Ihnen sagen: das Leben, in welches ich fast hilfelos hineingeworfen wurde. Die freie Natur wurde mein Arbeitszimmer und ist es bis heute noch geblieben, der Rasenteppich der Wiesen wurde mein Schreibtisch, der blaue Himmel, die Seen, die Flüsse, Wald und Feld waren mein Konversationslexikon, die Strassen und Märkte der Städte mit ihren verschiedenen Menschen sind meine Bibel, in welcher ich lese. So war es für mich stets ein erhebendes Gefühl, dem grössten Gegner — dem Leben —

mit Erfolg die Stirn zu bieten in selbstbewusstem, besonnenem, tapferem Ringen.“

„Ich verstehe es wirklich nicht, wie ein Mensch zu solcher Lebensanschauung gelangen kann. Und diese Grundsätze sollen zur Wahrheit führen?“

„Jawohl! — Wollen Sie mir aber erst gefälligst sagen, was Wahrheit ist? — Zur Wahrheit führen die verschiedensten Wege, weil sie in Rücksicht auf das menschliche Wesen gleichwie Glück und Zufriedenheit ein relativer Begriff ist. Das, was ich Ihnen sagte, kommt aus meinem natürlichen Empfinden; warum soll ich dies nicht ohne falsche Scham, ohne Rücksicht auf Blödigkeit und Prüderie äussern?“

„Hören Sie: mir fehlt jeder kritische Masstab für eine solche Weltanschauung, wie Sie dieselbe entwickelten.“

„Das glaube ich wohl; für der-

artige Anschauungen passt der alte, bisherige Masstab nicht mehr, nach dem vorhandenen kritischen Masstabe müssen dieselben verurteilt werden."

„Und doch beharren Sie bei solchen Ansichten?"

„Gewiss; bilden Sie doch ein Stück meines Ich's!"

„Durch die allmälige Anerkennung, die durch Gewohnheit und endliche Einsicht vor sich geht, entsteht nach und nach ein Masstab für solche Anschauungen und gewöhnlich begreifen die Menschen dann nicht, wie so etwas früher je hat auf Widerstand stossen können."

„Das meinen Sie?"

„Ja, denn so gehen Entwickelungen gewöhnlich vor sich. Sie glauben doch auch an eine Entwickelung?"

„Gewiss; aber ich denke mir dieselbe etwas anders, als Sie."

„Ich verstehe Sie; Sie mögen

nicht gerne selbst in einer Entwickelung stehen — es berührt Sie unangenehm — oder wollen alles das, was Entwickelung heisst, mit Glacéhandschuhen angefasst wissen.

„Dieser ewige Widerstand. Ich liebe den Widerstand allerdings nicht, vor allem gegen die bestehende Ordnung.“

„Auf Widerstand muss sich Jeder, der etwas Neues erstrebt, gefasst machen. Es ist ein Gesetz in der Geschichte, dass dasjenige, was epochemachend wurde, anfangs auf Widerstand stiess Was ist Entwickelung anderes als Hunger, Verdauung, Hunger, Verdauung, wieder Hunger und so fort, oder wenn Sie dieselbe in einem anderen Bilde begreifen wollen: Unzufriedenheit, Befriedigung, Unzufriedenheit u. s. f. oder: Ehrgeiz, Befriedigung desselben, neuer Ehrgeiz, Befriedigung desselben u. s. f.“

„Sie meinen also wirklich, dass

sich in der modernen Bewegung ein Gesetz der menschlichen Kulturentwickelung vollzieht?“

„Freilich! Der Stamm des Baumes, den man als Baum des Lebens bezeichnet, ist morsch. Es altert gewaltig in unserem Kulturleben. Aber derselbe Sturm, der die hohlen und saftlosen Zweige des Baumes knickte, brachte auch neue Samen mit, welche bereits als Schösslinge aufgegangen sind.“

„Jene Schösslinge sind Wildlinge, die abgeschnitten werden müssen.“

„Und ich finde, dass in diesen jungen Zweigen ein frischeres Leben pulsiert, als in den alten; darum kämpfen sie den Kampf um's Dasein, an den Sie doch hoffentlich auch glauben?“

„Nein! Ich kann dieses brutale Wort, das auch eines der allbeliebten Schlagworte unserer Zeit geworden ist, nicht leiden.“

„Sie müssen sich schon daran

gewöhnen; das Wort stammt von einem der schärfsten Beobachter der Natur.“

„Ich kenne den Mann.“

„Gut. Dieser Mann war es, der uns beobachten lehrte. Lernen Sie beobachten, dann werden Sie überall diesen Kampf bemerken — im menschlichen Leben sowohl, als auch in der Natur. — Ich sah einmal oben an der Gartenfaçade des Residenzschlosses zu Würzburg, wie ein Rabe die Jungen aus einem Turmschwalbenneste raubte und hiefür nun von den Schwalben verfolgt wurde. Mich interessierte dieser Vorfall umsomehr, als ich wenige Tage zuvor beobachtete, wie Turmschwalben von einem an der Dachrinne gebauten Sperlingsneste Besitz ergriffen, indem sie die Jungen der Sperlinge herauswarfen. So hat es die Schöpfung eingerichtet!“

„Und das sind die Grundlagen Ihrer Moral?“

„Durchaus nicht! Obwohl der Mensch wie jene Vögel nichts anderes ist, als ein bischen konzentrierter Sonnenwärme, so ist er doch sich selbstbewusste Materie, und dieses Selbstbewusstsein ist es, welches ihn vor Nachahmung solcher Brutalität, wie wir sie in der blindwaltenden Natur vorfinden, schützt. Ja, dieses Selbstbewusstsein gebietet es dem Menschen sogar, solcher Brutalität zu steuern; trotzdem kommt sie in Kämpfen, welcher Art dieselben auch immer sind, stets wieder zum Ausbruch.“

„Das Wesen der Welt und unser eigenes Leben erscheinen mir so kompliziert und wunderlich, dass ich mich nicht auskenne.“

„O nicht doch! Ich finde, dass das Wesen der Welt und unseres Lebens sehr einfach und durchaus nicht kompliziert ist. Allerdings erscheint es wunderlich durch Ihre Anschauung,“

„Meine Anschauung? — es ist die von Millionen anderer Menschen.“

„Allerdings! So wie Sie denken Millionen Anderer. Aber trotzdem bestehen wiederum Andere, zu denen z. B. ich gehöre, auf ihren Anschauungen. Soll ich Ihnen übrigens nachweisen, dass Sie bereits auch schon ein Stück vom modernen Menschen in sich haben?“

„Ich? Wohin denken Sie!? Keineswegs!“

„Nun — hören Sie: Es war im November des Jahres 1892, — wohlgemerkt 1892 p. Chr. n. Ein Pater Aurelian war der Teufelsaustreibung an einem Knaben angeklagt. Vor dem Gerichte in Eichstätt erklärten die vorgeladenen Sachverständigen — der eine war ein Domprobst, der andere ein Regens, — dass jeder katholische Christ an die Möglichkeit einer Besessenheit durch den Teufel glauben müsse. Wenn der Dämon Einfluss auf den Men-

schen nimmt, macht er es so, dass er nicht sofort erkannt wird, deshalb lägen für den der Teufelsaustreibung angeklagten Pater Aurelian Momente vor, Dämonen anzunehmen, nicht aber Veitstanz, wie die Ärzte. Als besonders entscheidende Gründe wurden angeführt, dass der betr. Knabe auf geweihtes Wasser, lateinische Gebete, nicht aber auf ungeweihtes Wasser, auf lateinische Profanklassiker rezipierte. Pater Aurelian erklärte im Verhör, es habe ihm das Bewusstsein der Rechtswidrigkeit gefehlt, als er den Bericht schrieb, dass die betreffende Frau (Herz) den Knaben besessen gemacht habe; er musste dieses glauben, da der im Knaben befindliche Teufel es selbst gesagt habe und deshalb nicht gelogen haben könne, weil er später thatsächlich aus dem Knaben ausgefahren sei. — Ist das nun möglich zu glauben?

So passiert 1892! Geben Sie dem Pater Aurelian Recht?“

„Das ist für mich der reinste Blödsinn!“

„Also, — da sind Sie bereits moderner, als der Pater Aurelian. Und doch hatte Pater Aurelian von seinem Standpunkte aus Recht; er glaubte an den leibhaftigen Teufel im Menschen und in Glaubenssachen hört alle Kritik auf. Dieses Kritiküben an Religion, Staat und Gesellschaft ist es eben, was unser ganzes Volk zersetzt. Das war es auch, was Bismarck im April 1895 tadelte bei Gelegenheit der Huldigung, welche ihm die deutschen Studenten in Friedrichsruh darbrachten zu seinem achtzigsten Geburtstage. Der Fürst sagte, sie möchten das Erworbene — er meinte das einige deutsche Reich — hinnehmen, aber ohne die dem Deutschen eigene Kritik.“

„Jedoch beim Empfange der Mün-

chener Deputation, welche ihm ebenfalls ihre Huldigung zum achtzigsten Geburtstage darbrachte, kam der Fürst auf das bayerische Bier zu sprechen und sagte: man habe in Preussen (oft speziell für ihn) Versuche gemacht, Bier zu brauen, das an Güte an das bayerische heranreichen sollte; das sei jedoch nicht gelungen. Er verbreitete sich über die Ursachen dieser Erscheinung, glaubte aber schliesslich, dass wichtiger als Alles, was das Gesetz nach dieser Richtung in Bayern vorschreibt, die Kritik der Münchener selbst sei, die sie an ihrem Biere zu üben gewohnt sind."

„Es ist aber doch ein Unterschied zwischen Staat, Kirche, Glauben, Gesellschaft und bayerischem Bier!? Da gebe ich Bismarck ganz Recht und sehe durchaus nicht den Widerspruch, den Sie erblicken wollen."

„Demnach geht also bei Ihnen die Erlaubnis zur Kritik des Ein-

zelnen nur bis zum bayerischen Bier; darüber hinaus ist verboten zu kritisieren, Das gäbe übrigens einen drolligen Gesetzesparagraphen, durch welchen man die Lüge in Permanenz erklären würde.“

„Wie ist das zu verstehen? Wieso — Lüge?“

„Nun, wenn ein solcher Gesetzesparagraph existieren würde, müsste man sich selbst belügen, um diesen Geisteszwang scheinbar zu billigen. Beginnt nicht die Lüge dort, wo man im Zwange lebt, diesen innerlich nicht überwindet, äusserlich davon aber Anderen nichts merken lassen will? Es ist doch eine merkwürdige Thatsache, dass die Menschen so gerne täuschen und sich von Anderen täuschen lassen.“

„Sie sprechen wie ein Revolutionär. Ich hätte Ihnen etwas mehr Verehrung Bismarck gegenüber zugetraut.“

„Da müsste ich ein Dummkopf, ein

Troddel sein, um die Kraftgenialität eines Mannes wie Bismarck zu unterschätzen! Sie aber reden von Revolutionär und nehmen Bismarck aus?“

„Bismarck — Revolutionär? Sie sind wohl des —

„Nun, — war nicht Bismarck auch Revolutionär, wie die Achtundvierziger? Nur mit dem Unterschiede war er es: jenen fehlte das Werkzeug, er formte es sich im preussischen Staate und sorgte für genügend Pulver, Blei, Gewehre, Kanonen, Soldaten, Polizisten, Gensdarmen und Staatsanwälte, um seine Idee durchzudrücken. Wer wird dies verkennen? Da müsste man ja blind sein.“

„Sie werden immer merkwürdiger und erscheinen mir ohne Nationalbewusstsein — ein sogenannter Weltbüger, wie sich diese Freigeister nennen.“

„Bitte sehr! Man kann auch ein Weltbürger, wie Sie meinen, sein,

ohne das Nationalbewusstsein aufzugeben. Welt-Bürgertum aber schliesst Chauvinismus aus und verlangt Gerechtigkeitssinn.“

„Sie bekunden aber keinen Gerechtigkeitssinn, wenn Sie den grössten Mann dieses Jahrhunderts kritisieren.“

„Warum darf ich ihn nicht eines kleinen Widerspruches zeihen?“

„Das thut man bei einem solchen Manne nicht; das schickt sich einfach nicht. Wenn er auch kein regierender Fürst, d. h. keiner von Gottes Gnaden ist, so hat er doch die grösste That für sein Volk in diesem Jahrhundert vollbracht.“

„Beruhigen Sie sich nur: ich weiss die Grösse Bismarcks zu würdigen. — Da haben Sie gleich wieder den Unterschied zwischen einem modernen Menschen und einem unmodernen. Der moderne Mensch würde gesagt haben „von Volkes Gnaden“ anstatt „von Gottes

Gnaden". Ein Volk kann sehr gut ohne Fürsten existieren, ein Fürst aber nicht ohne Volk; denn wenn das Volk fehlt, fällt der Begriff, den man mit dem Worte „Fürst" verbindet, fort, es sinkt dann nur zum leeren Titel herab."

„Sie sind ja ein fürchterlicher Mensch, mit allen möglichen Fehlern und Irrtümern behaftet, die Sie mir unleidlich erscheinen lassen."

„Das finden Sie? Es ist eine alltägliche Erscheinung, dass, wenn Jemand einen Anderen nicht mehr leiden kann, so findet er auf einem Mal alle möglichen Fehler an ihm heraus oder dichtet sie in ihn hinein."

„Aber gestatten Sie mir zu erwidern: solche Ablenkungen von unserem Vernunftleben habe ich noch selten vernommen, ausser bei den Schriftstellern, die der Menschheit auf den Wegen des frechsten und rohesten Lasters folgen."

„Sehr liebenswürdig! — Wenn ein moderner Schriftsteller dies thut, so thut er es nicht aus Freude an diesem Laster, sondern um der Wahrheit willen; er schreibt, weil es ihn zum Festhalten des Gesehenen, des Beobachteten drängt. Glauben Sie mir: die Wege solch' moderner Schriftsteller sind meist nicht glatt, sondern rauh und steil."

„Diese Bewegung soll ein Fortschritt in unserer Litteratur bedeuten?"

„Ob sie ein Fortschritt oder ein Rückschritt ist? Wer weiss es? — Jedenfalls aber ist sie eine Bewegung — eine Evolution — eine Entwickelung."

„Aber was denken Sie von den Klassikern der Litteratur? Mit ihnen waren wir doch auf der Höhe gestanden."

„Die lasse ich in Ruhe und nehme, wenn mir einer von ihnen begegnet, hochachtungsvoll den Hut

ab. Sie glauben, behaupten zu dürfen, dass wir mit den Klassikern auf der Höhe gestanden haben und —“

„Und nun allmälig wieder heruntersinken.“

„Auf die Klassiker kamen die Romantiker, auf diese wieder eine Art von Realisten — Heine, Gutzkow u. a. m.; heute machen sich die Modernen breit. So findet jedes Zeitalter seinen charakteristischen Ausdruck in der Litteratur. Die Menschheit wandelt weiter und wird immer weiter wandeln, Evolution folgt auf Evolution, nach wie vor. Ruhen thut die Menschheit wohl in kurzen Hoffnungen, bis sie auch diese wieder als ungenügend ansieht und weiter fortschreitet, einen anderen Pfad suchend. So arbeitet sie in nie rastender Thätigkeit fort an der Förderung und Erleichterung ihres Daseins.“

„Das klingt alles recht schön, was Sie da sagen; ich lasse mir

meinen Lessing, Schiller und Goethe aber doch nicht nehmen.“

„Gar nicht notwendig! Wer diese Männer nach Gebühr zu würdigen wusste, versteht auch den modernen Schriftstellern eine Stelle einzuräumen.“

„Unbegreiflich! Für mich sind und bleiben Tolstoi, Ibsen und Hauptmann unverständlich. Sie natürlich —“

„Ich halte sie für grossartige Sprecher in unserer Zeit. Auch Rich. Wagner und Friedr. Nietzsche gehören zu jenen Männern.“

„Tolstoi, Ibsen, Hauptmann, Wagner und Nietzsche? Na, ich danke für diese Gesellschaft! Ich mag sie nicht.“

„Das kann ich mir wohl denken. Die Forderungen solch bedeutender Geister, die als Sprecher einer Nation oder gar der Menschheit auftreten, stehen oft in grossem Widerspruche mit bestehenden Einrichtungen und

Anschauungen, welche Jahrhunderte lang die Menschen leiteten. Alle diese Männer beseelte der Freiheitsdrang, das Bestreben, sich von Dingen loszulösen, die menschlicher Vernunft und menschlichem Empfinden zuwiderlaufen.“

„So! Deshalb also erblickt Tolstoi in der Rückkehr zum primitiven Menschen und zum Patriarchentum die höchste Daseinsform? Soll das auch natürlich sein? Das läuft ja der menschlichen Vernunft geradezu entgegen!“

„Freilich ist Tolstoi ein Apostel in dieser Richtung; für ihn sind die Vorteile eines natürlichen Lebens durch die Verbrechen der Zivilisation verloren. Tolstoi möchte von der Hyperkultur unserer Zivilisation zu einem mehr natürlichen Leben, von der Tyrannei, Sklaverei, Korruption, vom Elend und von der Prostitution unserer heutigen zivilisatorischen Gemeinschaft zu einem weniger

schmerzvollen Dasein und so zur Freiheit gelangen. Für Liebe, Wahrheit, Freiheit und Recht kämpft auch Tolstoi.“

„Was hat denn Wagner — der Musikant — bei der Gesellschaft zu thun?“

„Wenn Sie Wagner in einseitiger Weise als Musiker auffassen, gelangen Sie nie zum Verständnisse seiner ganzen Bedeutung. Wagner war ein Philosoph, der die Musik nur als Mittel dessen, was er den Menschen mitzuteilen hatte, benützte. Ringt nicht Wagner danach, uns durch sein Schaffen die Urdichtungen unseres Stammes wieder durch das Mittel des Musikdramas zu gestalten?“

„Wozu war dies nötig?“

„Es wäre wohl unmöglich, solch' uralte Dichtungen noch unserer Zeit als eine Quelle zur Stärkung des Menschengeschlechtes hinzustellen, wenn sie nicht allgemeingiltige

Wahrheiten und für das Menschengeschlecht immergeltende Gesetze enthielten, an welche es absolut glauben muss."

„Ich bin nie gestärkt, sondern stets geschwächt aus Wagner'schen Opern herausgegangen."

„Ihnen fehlen die Werkzeuge, solche Schöpfungen zu verstehen."

„Welche Werkzeuge?"

„Respekt vor der Geistesthat, guter Wille und Vorurteilslosigkeit. Haben Sie diese beieinander, so wird Ihnen Wagner nicht mehr nur als Musikant, sondern als ein neuer Apostel des Glaubens und ganz besonders der Liebe in all' ihren Formen erscheinen."

„Und Ihr Heiliger aus Norwegen?"

„Ibsen!"

„Ja, wie ist es mit dem?"

„Ibsen ist für mich der Apostel der Wahrheit. Seine Kunst mutet zwar nicht so wonnig an, wie die Wagners, welche durch das Mittel

der Musik verklärt wird und sich einschmeichelt, sondern sie ist eher abstossend, herb und bitter, — bitter, wie der Kampf für Wahrheit und Freiheit selbst.“

„Sie als Musiker können Ibsen begreifen und nachempfinden?“

„Ja!“

„Das ist mir unverständlich. — Musik — die ideale — aller Prosa bare Kunst — und dann die Schöpfungen Ibsens, z. B. die Gespenster! Da haben Sie doch den grässlichsten Realismus und hässlichsten Naturalismus.“

„Wenn Sie ahnten, was Ibsen mit den Gespenstern sagen will, würden Sie nicht so über das Werk geurteilt haben. Sie sind, wie Viele, von der Meinung beherrscht, im zeitgenössischen Geistesleben nur Prosa und hässlichen Realismus zu erblicken, Ideale aber in weite Ferne entschwunden zu glauben.“

„Nach Ihren Reden und Ausfüh-

rungen müssen Sie doch ein Realist und Prosaist vom reinsten Wasser sein, was mir mit Ihrer Kunst im Widerspruch zu stehen scheint."

„Was ich bin, kann ich Ihnen selber nicht recht sagen. Wie ich politisch etwas vom Monarchisten, Demokraten und Sozialisten in mir fühle, so bin ich als Mensch eine Mischung von Naturalist, Realist, Idealist, Pessimist und Optimist."

„Das nenne ich aber charakterlos."

„Nach Ihrer Anschauung — ja! Sie haben eine absolute politische Richtung und ebenfalls eine absolutfertige Lebensanschauung. Ich nicht. Sie sind schon fertig, — ich bin es noch nicht. Darum interessiert mich auch jene Weisheit, die über allen Wissenschaften steht, die sich mit dem Menschen in sozial-ethischer Hinsicht beschäftigt und versucht, die höchste Aufgabe seines geselligen Daseins zu erkennen,

dieselbe vielleicht auf befriedigende Weise zu lösen, indem sie den sittlichen Grundlagen des Lebens vor allem ihre Aufmerksamkeit zuwendet.“

„Und in diesem Sinne — meinen Sie — wirken die modernen Schriftsteller?“

„Gewiss! Ganz besonders sind es die neueren Dramatiker.“

„Aber einen volkstümlichen Charakter hat ihre Kunst keineswegs.“

„Ich finde den Kontakt zwischen der Bühnenkunst und dem Leben inniger, als zuvor. Gerade dieser Werdeprozess der Kunst, aus einer höfischen zu einer volkstümlichen, ist vom vorigen Jahrhundert an bis in unsere Tage hinein deutlich zu erkennen und als heilsam zu begrüssen. Das, was der Kunst bei aller Zersplitterung der nationalen, lokalen und persönlichen Eigentümlichkeiten und Interessen gemeinsam ist und ihr somit, im

Ganzen gesehen, einen einheitlichen Charakter verleiht, ist die Physiognomie der Gegenwart. Die gewaltigen Bewegungen, welche das Kulturleben unserer Zeit erschüttern, finden getreuen Widerhall in den Strömungen, welche sich in der Kunst-Entwickelung geltend machen."

„Aber die Kunst all' der genannten Männer, besonders Ibsens und Hauptmanns, hat für mich nichts Angenehmes. Ich meine: das Kunstwerk ist nur um seiner selbst willen da, wie die Kunst nur um ihrer selbst willen da ist und nichts mit anderen Dingen zu thun hat."

„Da sind Sie wiederum nicht der Entwickelung gefolgt. Sie haben sich zu sehr mit dem Gedanken vertraut gemacht, dass die Kunst nur Annehmlichkeiten bereiten soll; das thut die sogenannte „schöne" Kunst auch. Es gibt nun auch

eine Kunst, die etwas vom Stachel und Schmerz des Lebens mit sich führt. Sie drücken durch Ihre Anschauungsweise die Kunst auf das Niveau der Harmlosigkeit herab und so ist sie nichts weiter als ein Amusement der gedankenlosen Menge, ein Spielzeug für grosse Kinder."

„Die Kunst eines Michel Angelo, eines Shakespeare, Goethe, Schiller, Beethoven?"

„Die ist es gerade, welche ich meine; dazu kommt noch die eines Wagner, Ibsen und Hauptmann und Anderer mehr. Ihre Kunst ist doch wahrhaftig mehr als Unterhaltung und Amusement? Das oberflächliche Gezirpe, Quinquillieren, Trillieren des Virtuosentums, das aus Italien hereingebrochen war, hatte die Menschen ganz und gar einen höheren Begriff von der Kunst, als den der blossen Annehmlichkeit und leeren Effekt-Hascherei verlernen lassen. Ich sage: was nützt eine

Kunst, wenn sie nicht dem menschlichen Leben nutz- und dienstbar gemacht wird? — Sehen Sie hin: in den Werken der grossen Künstler, in welcher Einzelkunst es auch sei, finden Sie die Kunst in den Dienst der höchsten Fragen des Lebens gestellt. Moderne Kunst ist auf Wahrheit des Ausdruckes gerichtet.“

„Auch in der Musik?“

„In der Musik ist das diesbezügliche Kunstwerk die symphonische Dichtung, durch Liszt angebahnt, in welcher die Kraft des Gefühlsausdruckes unmittelbar mit dem bewussten Geistesleben, ohne die Vermittelung der Sprache, verbunden ist. Sie sehen also: bis auf die Musik erstreckt sich der Einfluss des Modernen. Modern heisst: das eigene Leben, nicht das eines Anderen oder einer längst vergangenen Zeit zu leben. Nichts erscheint mir widerwärtiger, als ein uns von

Anderen aufgezwungenes Leben leben zu müssen.“

„Das führt ja zur Anarchie, wenn Jedermann leben will, wie er möchte.“

„Das Ausleben der eigenen Persönlichkeit — wohlverstanden — innerhalb der intelligiblen Freiheit, deren höchstes Gesetz Schmerzstillung an sich und Anderen ist, ist das Feldgeschrei des modernen Menschen.“

„Was hat nun hiermit die Kunst und vor allem die Bühne zu thun?“

„Die moderne Bühne will ein Spiegel, die modernen Bühnenwerke wollen Spiegelbilder des Lebens sein und zwar die treibenden seelischen Mächte aufdecken, welche uns die Menschen als handelnde zeigen. Ist es Ihnen nie aufgefallen, dass z. B. Ibsen in seinen grossen Gesellschaftsdramen Probleme des sozialen Lebens behandelt, dass er es in seinem Schaffen mit den vielen grossen Rätseln des Menschen-

herzens zu thun hat und auf diese Weise der Dichter des geheimnisvollen Webens der Menschenseele ist?“

„Darum ist mir Ibsen auch so unverständlich und obendrein so wenig schön und anmutend.“

„Allerdings! In seinen Schöpfungen ist nicht mehr das „Schöne“ und „Wohlgefällige“ das Ideal, sondern die „Wahrheit“. Die Kunst ist hier nicht die holde Träumerin, die uns über die Sorgen und Leiden des Lebens auf kurze Zeit hinwegtäuscht, sondern ein Spiegel der Wahrheit des Lebens. Weil nun die Wahrheit nicht immer schön und wohlgefällig ist, so werden diese Geistesprodukte, wenn sie mit dem Masstabe der herkömmlichen ästhetischen Wissenschaft gemessen werden, meistenteils missverstanden und daher falsch beurteilt.“

„Gut! Selbst wenn man solche Leute noch gelten liesse, wie Ibsen,

Hauptmann und Nietzsche, den ich, nebenbei gesagt, für gänzlich verrückt halte, so gibt es doch noch unter den sogenannten „Modernen“ eine Reihe von Menschen, deren Werke mir geradezu wie hässliche Auswüchse am Baume des heutigen Geisteslebens erscheinen.“

„Sagen Sie mal: essen Sie gerne Spargel?“

„Wieso? — Ja!“

„Nun, da machen Sie's hier geradeso wie bei den Spargeln, deren grüne Auswüchse Sie ebenfalls stehen lassen oder wegwerfen. Nach einzelnen Auswüchsen wollen Sie nicht die ganze Gattung verurteilen.“

Verlag der Handels-Druckerei Bamberg

Die höchste Kunst.

Lebensbetrachtungen
von
***Hermann Ritter,** k. Professor zu Würzburg.*
Preis: 2 Mk., Porto: 20 Pfg.

Wellenschläge

der menschlichen Kulturentwicklung und unser Kulturideal.

Kulturgeschichtliche und ethische Betrachtungen von ***Prof. Hermann Ritter.***

Preis: 1 Mk. *Porto: 10 Pfg.*

Ein Beitrag zur Förderung der Mässigkeit.

Von ***Prof. Hermann Ritter.***

Preis: 1 Mk. *Porto: 10 Pfg.*

Auf dem Gebiete der sozialen Ethik nehmen diese drei durch alle Buchhandlungen zu beziehenden Werke des wohlbekannten Würzburger Autors einen hervorragenden Platz ein.

Wie kann das Deutschtum im Auslande erhalten werden.

Von ***Karl Knortz,***
Schulsuperintendent zu Evansville in Indiana.

Preis: 50 ₰ Porto 5 ₰

Verlag der Handels-Druckerei Bamberg.

Freidenker-Brevier

von

Friedrich Ernst.

Mit **Porträts** hervorragender Geisteshelden.

Preis: brochürt Mk. 3.—,

Hochelcganter

Salon-Einband in Elfenbein mit Goldschnitt

Mk. 4.25. — Porto: 20 Pfg.

(letzterer besonders für Geschenke und Widmungen geeignet).

Verlag der Handels-Druckerei Bamberg

Vom Glauben zum Wissen.

Ein lehrreicher Entwicklungsgang getreu nach dem Leben geschildert

von **Kuno Freidank.**

70 Seiten. Gross Octav. Preis ℳ 1,—, mit Porto ℳ 1,10.

INHALT:

Schulzeit. — Leben Jesu von Renan und Strauss. — Der alte und der neue Glaube. — Die natürliche Schöpfungsgeschichte. Die Lehre Darwins. — Denkmünzen der Schöptung. — Stammbaum der Organismen. — Die Menschenarten. — Bedeutung der Entwicklungslehre. — Persönliche Errungenschaft. — Gedanken Herbert Spencers. — Aus Carwins Ansichten und Leben. — Über den Ursprung der Sprache. — Menschl. Grausamkeit. — Menschheitliche Entwicklung. — Kirche u. Staat. — Letztes Bekenntnis.

Unter der Presse:

Das Nibelungen-Lied
und
Wilhelm Jordan.

Vorträge

von

Karl Knortz in Evansville, Indiana.

Mit dem Anhange:

Richard Wagner in Amerika.

Verlag der Handels-Druckerei Bamberg

Soeben erschien:

Durch Nacht zum Licht.

Ein Schauspiel in 4 Akten.

Von **Professor Hermann Ritter in Würzburg.**

Preis: 1 Mark, Porto: 10 Pfg.

In diesem vieraktigen Schauspiele „**Durch Nacht zum Licht!**“ unternimmt es Prof. Herm. Ritter den deutschen Schauspielerstand zu Ehren zu bringen und die abfälligen Urteile, die diesen „Priestern der Menschheit“ begegnen, zu widerlegen. Seine Figuren sind Fleisch und Leben .... Gerade die Detailmalerei ist es, die der neuesten Arbeit Ritters die Thore öffnen wird, die auch auf das Wesen, oder vielmehr Unwesen der deutschen Theateragenturen schrille Streiflichter wirft.

Die **Handels-Druckerei in Bamberg**
versendet franko gegen Einsendung v. **M. 1.10** in Briefmarken:

JAPANISCHE BRIEFE

Von

Samurai Kenschin.

Berichte eines Japaners über Deutsche Kulturzustände u. Europäische Verhältnisse überhaupt.

Inhalts-Verzeichnis:

Die ersten Eindrücke vom europäischen Leben. Familie und Gesellschaft. Der Aufschwung Deutschlands. — Die christlichen Konfessionen. — Christentum u. Buddhismus. Das alte Testament. — Blick in die Kirchen-Geschichte. — Der Jesuitenorden. — Kritik des Christentums. — Die europäische Wissenschaft. — Die Herrschaft des Priestertums. — Die Volksschulen. — Die Mittel- und Hochschulen. — Die Presse. Armut. — Der Sozialismus. Die Freimaurer. — Das Freidenkertum. — Der bewaffnete Friede. Sehnsucht nach der Heimat.

Verlag der Handels-Druckerei Bamberg

Sechs Briefe
an einen frommen Mann

Von **Karl Heinzen.**

Mit Porträt und Biographie des Verfassers.

Preis: 1 Mark.

Zur

Wiedergeburt der Kulturmenschheit.

Zwei preisgekrönte Arbeiten.

Heinrich Solger:

Was ist zur Verbesserung unserer Rasse zu thun?

Max Seiling: Die Regeneration des Menschengeschlechtes

Eingeleitet und herausgegeben von Dr. M. G. Conrad.

Preis 60 ₰ Porto 5 ₰

Ein Bauernphilosoph

Dem Volke zu Ehren dargestellt von Kuno Faust

Preis 45 ₰, mit Porto 50 ₰

Farbe bekennen!

Ein Beitrag zur Frage des Kirchenaustritts.

Von Georg Schneider, Prediger in Mannheim.

Preis: 35 ₰, Porto 5 ₰.

Verlag der Handels-Druckerei Bamberg.

Aus Herz und Welt.

Gedichte von Ferdinand Heigl.

Preis: 1 Mark (Porto 10 Pfg.)

Vor dem Schwurgerichte.

Ein Beitrag zur bayerischen Königs-Tragödie.

Preis: 25 Pfg. (Porto 3 Pfg.)

Für jede Militärperson wichtig:

Der Dunkelarrest

Preßprozeß Oberst Trombetta — Heigl.

3. Auflage.

Preis: 35 Pfg. (Porto 5 Pfg.)

Gedanken über die soziale Frage.

Von **Ferd. Heigl,**

kgl. Rechtsanwalt in Bamberg.

Zweite vermehrte verbesserte Auflage. Preis: 45 Pfg.
Porto 3 Pfg.

Verlag der Handels-Druckerei Bamberg

Kürzlich erschien:

An der Grenzscheide zweier Welten.

Ein Wegweiser in die Zukunft für Alle, insbesondere für Fürsten und Staatsmänner.

Von **Carl Scholl.**

20 Bogen gross Oktav. Mit dem Porträt des Verfassers.

Ladenpreis: M. 3,60.

Gegen frankierte Einsendung von M.3,80 *(auch in Briefmarken aller Länder) an die Handels-Druckerei in Bamberg sendet diese 1 Exemplar franko zu.*

Carl Scholl, der unermüdliche Kämpfer für die freireligiösen Gemeinden, der seit nahezu einem halben Jahrhundert im Dienste der neuen Weltanschauung steht und auch als langjähriger Herausgeber der von ihm begründeten Zeitschrift ***„Es werde Licht!"*** sich einen in den weitesten Kreisen wohlklingenden Namen erworben hat — ***Scholl*** hat in dem vorliegenden Werke zweifellos seiner schriftstellerischen Thätigkeit auf diesem Gebiete selbst den Stempel höchster Begabung aufgedrückt; in allen Kreisen der Anhänger dieser neuen Weltanschauung, die ja tagtäglich an Bedeutung zunimmt und in allen Volksschichten wächst — vom Regierenden bis zum Industriearbeiter —, wird man dieses Geistesprodukt als die lautere Wahrheit preisen und Scholl für seine freimütige, offene und klare Sprache Dank wissen.

Schubart,

der Gefangene auf Hohenasperg.

Ein Bild seines Lebens und Wirkens

von Heinrich Solger. (Mit einem Porträt Schubarts.)

Preis: 60 Pfg. Porto: 5 Pfg.

Verlag der Handels-Druckerei Bamberg

100 Jahre nach Lessing's „Nathan"

Den Judenhassern zur Beschämung —
Ernsten Juden zur Selbstprüfung.

Von **Carl Scholl.**

Preis M. 2,40, mit Porto M. 2,60.

Landläufige Irrtümer über Sozialismus.

Von **R. J. Derfel.**

Aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen
von Ferd. Heigl,
Verfasser der „Spaziergänge eines Atheisten".

Preis: 50 Pfg., mit Porto 55 Pfg.

Der Lehrer von Weinsdorf.

Eine lehrreiche Erzählung
von
Kuno Faust.

Preis: 60 Pfg. Porto: 10 Pfg.

Verlag der Handels-Druckerei Bamberg.

Soeben erschien:

Die freie Konkurrenz

ihr Einfluß auf die wirtschaftliche und sittliche Lage des Lebens.

Eine Gegenwarts- und Zukunftsbetrachtung.

Von

L. G. Schatt, Mannheim.

Preis 1 Mark. Porto: 10 Pfg.

Kulturbilder aus Deutsch-Ost-Afrika

gezeichnet von

Rudolf Hofmeister,

früher Lieutenant im kgl. bayr. 18. Infanterie-Reg.

Preis: 60 Pfg., Porto 5 Pfg.

Das Staatsgefährliche der Freien religiösen Gemeinden

Festrede

bei Eröffnung der XVI. Bundesversammlung der freien religiösen Gemeinden Deutschlands zu Breslau am 8. Juni 1895

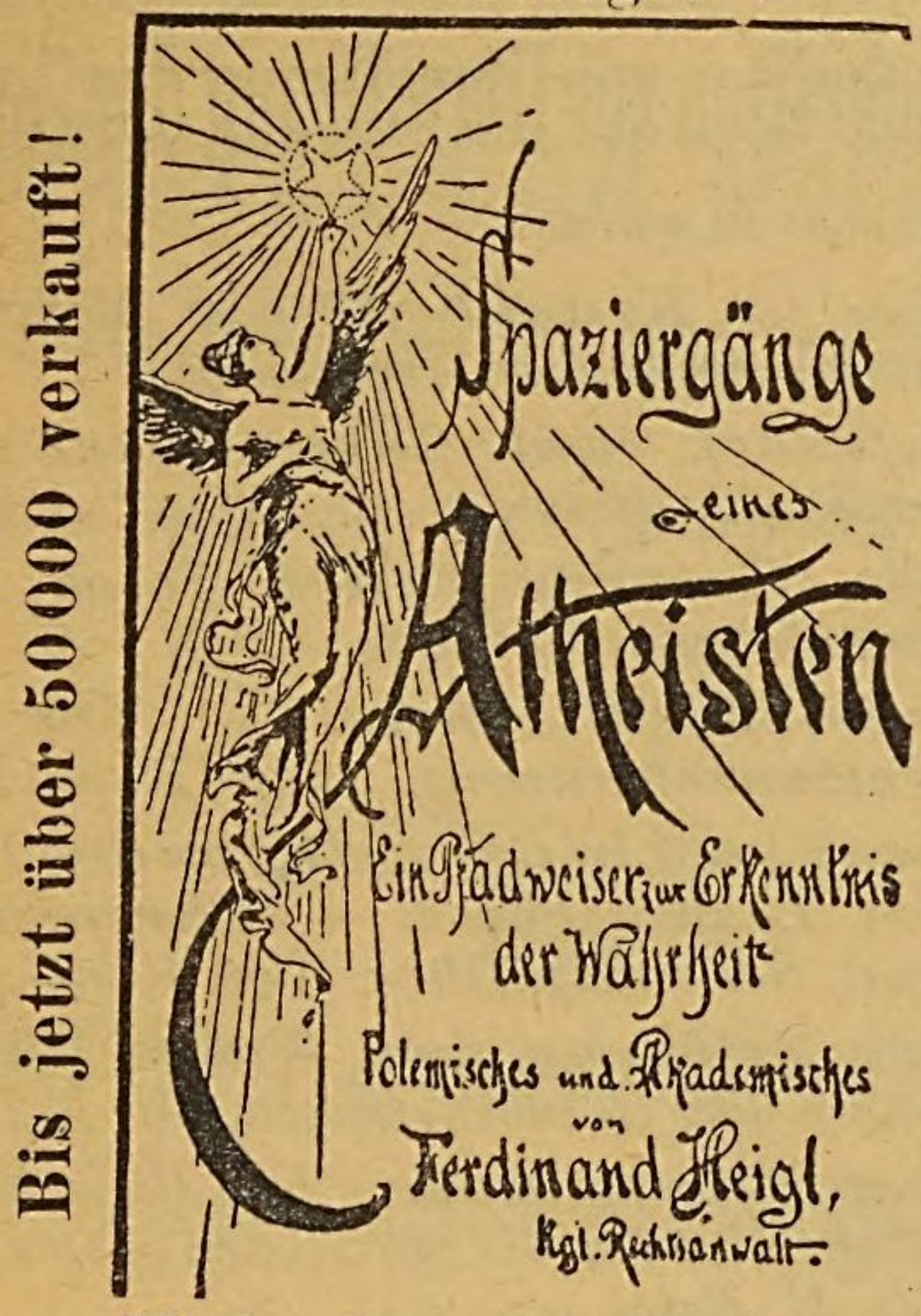
zur Erinnerung an deren Gründung vor 50 Jahren.

von **Carl Scholl.**

Preis: 50 Pfg. Porto: 5 Pfg.

Verlag der Handels-Druckerei Bamberg.

6. Auflage.



Mit dem Porträt des Verfassers

Preis: 60 Pfg. Gegen Franco-Einsendung von 65 Pfg. in Briefmarken aller Länder an die Handels-Druckerei in Bamberg versendet diese 1 Exemplar nach allen Ländern des Weltpostvereins franko.

Neuester Umsturz-Versuch

gegen

Glaubens- und Gewissensfreiheit.

Von **Carl Scholl.**

Preis: 50 Pfg., Porto: 5 Pfg.

In unserem Verlage erscheint in zwangloser Folge eine Reihe von Broschüren unter dem Gesamttitel:

Volksschriften zur Umwälzung der Geister.

Ershienen ist bereits:

I. ***Was ist Krankheit?*** *oder Medizin ist wissenschaftlicher Aberglaube.*

II. ***Geldsack und Gerechtigkeit!*** *Von Ferdinand Heigl.*

III. ***Die Herrschaft der Toten.*** *Von Kuno Faust.*

IV. ***Zukunftsgedanken.*** *—* ***Die neue Weltanschauung.*** *Von Kuno Faust.*

V. ***Der Fluch in der Religion der Liebe.*** *Von Ludwig Frank. —* ***Ehrensäulen und Schandpfähle.*** *Von Kuno Faust*

VI. ***Zur Erlösung vom Wahn.*** *Betrachtungen über Glaubensfragen. Von L. Frank.*

VII. ***Der Hexenglaube.*** *Ein Rückblick als Perspektive für die Spiritisten unserer Zeit. Von F. Heigl.*

VIII. ***Die Mathematik und ihre Axiome. Die Kraft.*** *Von P. Lener.*

IX. ***Zur Geschichte d. Päpste.*** *Ein Spiegel für die röm. Zauberlehrlinge. Von L. Frank.*

X. ***Der Ursprung einer künstlerischen Thätigkeit. — Das Unbewusste.*** *Von P. Lener.*

Erscheinen werden u. A.

Verbrennen *oder* ***Verwesen? — Internationaler Strafvollzug.*** *Von F. Heigl.*

Jede Broschüre kostet 20 Pfennig und wird nach auswärts gegen Einsendung von 23 Pfennig [Briefmarken aller Länder] franko versandt.

Handels-Druckerei in Bamberg.

Verlag der Handels-Druckerei Bamberg

Soeben erschienen:

Natur und Geist.

Drei lose Schilderungen von P. Tener.

Inhalt:

Zur Bildung der organischen Welt.
Die Natursprache.
Die Naturgeschichte der Gefühle.

Preis: 1 Mark.

Die Entstehung des Papsttums.

Geschichtliche Widerlegung römischer Fabeln.

Von Carl Scholl.

Preis: Mk. 1.50. Porto: 20 Pfg.

Der Antisemitismus vom sittlichen Standpunkt aus betrachtet

Von Carl Scholl.

Preis: 50 Pfg. Porto: 5 Pfg.

Verlag der Handels-Druckerei Bamberg.

Krieg dem Kriege! Friede auf Erden!

Ein Mahnwort
an die christl. Geistlichkeit aller Konfessionen.
Von **Carl Scholl.**
Preis 50 Pfg., mit Porto 55 Pfg.

Ein Tag im Religions-Parlament zu Chicago.

Enthaltend
die Reden des Haupt-Tages nebst Kommentaren
von **Dr. Adolf Brodbeck**
Mitglied des Religions-Parlaments zu Chicago.
Preis: brosch. Mk. 3.20, eleg. gebd. Mk. 4.—

Inhalts-Verzeichnis.

1. Vernunftbeweis für das Dasein Gottes. Von Augustine F. Hewitt, C. S. P., Hochwürden.
2. Der philosophische und moralische Beweis für das Dasein Gottes. Von Rev. Alfred Williams Momerie, D. D.
3. Harmonieen und Unterschiede in den theistischen Lehren der verschiedenen historischen Religionen Von Prof. M. Valentine.
4. Die Theologie des Judentums. Von Rabbi Isaak M. Wise, D. D.
5. Die alte Religion Indiens und primitive Offenbarung. Von Rev. Maurice Phillipps.
6. Beweise für das Dasein Gottes. Von W. T. Harris, L. L. D , Erziehungs-Kommissär der vereinigten Staaten.
7. Hinduismus. Von Manilal N. D'videdi, Nadiad, Bombay Presidency.
8. Idealismus, die neue Religion. Von Dr. Adolf Brodbeck aus Hannover, Deutschland.

Jedem dieser acht Vorträge ist ein Kommentar beigegeben, der sofort hinter dem betreffenden Vortrag steht Die Vorträge No. 1 bis 7 sind im Auszuge, No. 8 ist vollständig wiedergegeben. Die Originale sämtlicher Vorträge waren englisch.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Ritter, Hermann

Zwiegespräche

Bamberg [1895]
Bamberg, Staatsbibliothek -- RB.L.g.o.49-a
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11847311-3